

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel*

AUS DEM INHALT:

Rudolf Pechel: Die biologische Revolution
Alfred-Joachim Fischer: Israel – das Gesicht
eines neuen Staates / Hermann Sinsheimer:
Heimkehr der Kriegsgefangenen aus England
Wilhelm Hartnacke: Der geistige Mensch
Rudolf Pechel: Frank Buchman / Werner
Milch: Zwei Goethereden / Hanns-Erich
Haack: Das Teufelsbündnis / Gesänge aus der
Stadt des Todes / Erzeugen oder verteilen?
Edzard Schaper: Der große, offenbare Tag

71. JAHRGANG

Heft 6

JUNI 1948

Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 6

Juni 1948

Inhaltsverzeichnis

RUDOLF PECHEL: Die biologische Revolution	173
ALFRED-JOACHIM FISCHER: Israel — das Gesicht eines neuen Staates	184
Gesänge aus der Stadt des Todes	192
HERMANN SINSHELMER: Heimkehr der Kriegsgefangenen aus England	194
LILY GADKE: Gottes Plan	199
WILHELM HARTNACKE: Der geistige Mensch	200
RUDOLF PECHEL: Frank Buchman	208
WERNER MILCH: Zwei Goethereden	212
HERBERT STEGEMANN: Talisman	217
HANNES-ERICH HAACK: Das Teufelsbündnis	218
Erzeugen oder Verteilen?	221
SIEGFRIED VON VEGESACK: Der Preis	228

Rundschau

Föderalistisch S. 224 — Weltkonferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam S. 225 — Confessio humana et germanica S. 226 — Der Fall Falkenhäuser S. 227 — Eine begrüßenswerte Kundgebung S. 229 — Superior Schmiderer S. 231 — Für die Begabten S. 231

Auslandsstimmen

Die Technik des Kommunismus S. 232 — Eine scharfe Kritik der bisherigen amerikanischen Politik S. 232 — „Der uneigennützigste Marshall-Plan“ S. 233 — Der Kampf um Deutschland S. 234 — „Strategische Phantasien“ S. 234 — „Glückliches Amerika“ S. 234 — Der russische Einfluß in den Donauländern S. 235 — Potsdam S. 235 — Die große Lüge S. 237 — Der christliche Gedanke in der Welt S. 237

EDZARD SCHAPER: Der große, offenbare Tag, Erzählung, I. 238
WERNER BERGENGRUEN: Das Zeichen

Film-Rundschau

Literarische Rundschau

„Des Teufels General“ S. 252 — Zürich S. 252 — Abenteuer wider Willen S. 253 — Der Deutschenspiegel S. 253 — Jaspers, Nietzsche und das Christentum S. 254 — „Tag- und Nachtbücher“ S. 256 — Von Drinnen und Draußen S. 256 — Bücher über Kunst S. 258 — Der Arzt als Priester S. 258 — Literatennöte S. 259 — Fulda MCMXLVI S. 259

Die biologische Revolution

Die Massenseele hat in allen Epochen ihre Sympathien noch lieber einem Barrabas geschenkt als einem Jesus Christus.

Ludwig Paneth, Rätsel Mann

Trotz wesentlichen Untersuchungen berufener Männer mangelt es immer noch an einer schlüssigen Erklärung für das Phänomen des Faschismus und insbesondere des Nationalsozialismus mit der Depravierung und Vergiftung eines ganzen Volkes und dem dadurch verursachten Meer von Blut und Tränen als der unausweichlichen Folge solcher Gesinnung. Wir brauchen aber notwendig eine Bloßlegung der letzten Wurzeln, da der faschistische Geist in keiner Weise als überwunden gelten kann, sondern sich auch in Völkern bemerkbar macht, die zu seiner Ausrottung zu Felde zogen. Die Gefahr einer Wiederkunft dieses Ungeistes ist bedenklich nähergerückt.

In Italien hat der Faschismus schon wieder parteimäßige Formen gefunden, und in Deutschland sind Ansätze zu einer gleichen Entwicklung vorhanden. Die Gründung der Nationaldemokratischen Partei in der Ostzone braucht trotz — oder vielleicht gerade wegen — der Förderung durch eine Besatzungsmacht nicht tragisch genommen zu werden. Sie ist sowohl ein Sammelbecken für den Abfall aus den bestehenden Parteien, der seinen persönlichen Ehrgeiz dort nicht befriedigen konnte, wie ein Auffangnetz für die sogenannten „kleinen“ Pgs als auch für die ausgesprochenen Reaktionäre. Den „kleinen“ Pgs und den „Mitläufern“ möchte man eine bessere und sauberere neue Heimat wünschen, damit sie nicht wieder auf eine neue Leimrute geraten. Sie sollten endlich wieder zu nützlichem Dienst in der Gemeinschaft Verwendung finden, damit sie ihr künstlich durch die völlig verfehlte und z. T. ungerechte Behandlung bei der Entnazifizierung erzeugtes Ressentiment abreagieren und in Zusammenarbeit mit den besonnenen Elementen des deutschen Volkes, die sich als immun gegen den Nationalsozialismus erwiesen haben und sich immun gegen jede neue gefährliche Parole erweisen, ihre innere Freiheit und Selbstbesinnung zurückgewinnen könnten. Wir denken dabei besonders an die heute zur Einsicht gelangte Jugend, die zwangsläufig nach Durchgang durch die HJ in die Partei übergeführt oder gleich in die Wehrmacht eingezogen wurde, und unter ihr in erster Linie an die kriegsversehrten jungen Menschen, deren Los besonders hart ist. Die eigentlichen Drahtzieher dieser neuen Partei werden noch im Hintergrund gehalten, aber wir sind sicher, daß sie bei ihrem Hervortreten keinerlei Anziehungskraft haben werden.

Ernster liegen die Dinge in den westlichen Zonen, wo gefährliche — weil nicht dumme — ehemalige Nationalsozialisten, die zu Hitlers Zeit in bewußter Vorsicht und kluger Feigheit sich nicht durch äußere Bindungen exponierten und dadurch der automatischen Notwendigkeit der Entnazifizierung sich entziehen konnten, sich nach dem Zusammenbruch in die Stille — in eine behagliche Stille dank der reichlichen Unterstützung durch ihre Parteigenossen in Übersee — zurückgezogen haben, die Verbindung untereinander aufnahmen und ihr braunes Netz über Deutschland neu knüpften. Sie geben an ihre Freunde die Parole aus:

nach Möglichkeit die Einstufung in Klasse V (Unbelastete) zu vermeiden, um damit späteren Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, und überlegen, was sie dann — wenn ihr Tag gekommen ist — mit uns „Vaterlandsverrättern“ machen werden. Es ist kein Zufall, daß in den westlichen Zonen die menschliche Gemeinheit nationalsozialistischer Prägung schon wieder in der Schändung jüdischer Friedhöfe Ausdruck gefunden hat...

Nun, wir werden mit ihnen zu gegebener Zeit fertig werden. Bedenklich ist nur, daß weite Kreise den Glauben an den Willen der Besatzungsmächte verloren haben, mit der nationalsozialistischen Gesinnung in Deutschland wirklich Schluß zu machen. Denn das einzige ernsthaft zu untersuchende Argument für die weitgehende Duldsamkeit, daß nämlich für den wirtschaftlichen Wiederaufbau diese Kräfte unentbehrlich seien, ist nicht stichhaltig. Man hat noch nirgends den Beweis erbracht, daß es ohne sie nicht geht.

Bedenklicher ist, daß durch den Parteihader die Front derer, die, wie in der Nazizeit so auch heute, sich gegen jede Gewalt und jeden Terror stellen, bedenklich aufgesplittert ist. Man vergißt die großen Gemeinsamkeiten und die Pflicht des Zusammenhaltens um unseres Volkes und um der Freiheit willen in kleintlichen persönlichen Streitereien um Pöstchen und die daraus wachsende Gefahr!

Um so notwendiger ist es, die Erkenntnis über das wahre Wesen dieser Gefahr zu verbreiten.

*

Da fällt nun ein Buch ganz besonders stark ins Gewicht, das 1946 in der Schweiz erschienen ist: „R ä t s e l M a n n. Zur Krisis des Menschentums“, von L u d w i g P a n e t h.^{*)} Es ist immer ein Glücksfall, wenn gerade in Zeiten, in denen man selber sucht und aus der Qual und dem Glück des Suchens einen Ausweg nicht findet, ein Buch einem beschert wird, das Licht schafft.

Ludwig Paneth war ein bekannter Arzt und Psychotherapeut in Berlin, bis er vor den Rasseverfolgungen der Nationalsozialisten Deutschland verließ und in der Schweiz ein Asyl fand. Er ist ausgezeichnet durch einen durchdringenden Verstand und eine kühle Klarheit bei brennendem Herzen, durch seine medizinischen und biologischen Kenntnisse und ein philosophisch geschultes Denken, durch eine vorurteilslose Objektivität, eine noble persönliche Haltung ohne jedes Ressentiment und ein kompromißloses Streben nach Wahrheit. Als Denker ist Paneth keiner Schule hörig. Manches erinnert wohl an Weininger. Sein Buch ist ein Vorstoß in die Realität aus dem magischen Halbdunkel der Tiefenpsychologie. Seine Sprache erinnert häufig in der Kraft der pointierten und funkelnden Formulierung an Nietzsches Aphorismen.

Sein Buch ist die Frucht einer Lebensarbeit, die sich wahrlich gelohnt hat. Er weiß, daß es sich nicht nur um die Krankheit einzelner Völker handelt, sondern um die Krisis der Menschheit. Darum geht er überall ganz in die Tiefe und sucht den Zugang zu den letzten Quellen. Sie liegen im menschlichen Wesen und seiner Gebundenheit in die Natur und an die Gesetze des Lebens. Er gibt eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit vom biologisch-psychologischen Standpunkt aus. Das ursprüngliche Dasein in der Wärme und Tiefe, der Geborgenheit und Problemlosigkeit des Schlafes der Natur wurde gestört durch das Erwachen des

^{*)} Zürich, Rascher-Verlag.

Geistes, der zum Erwecker wurde. Der Erwecker hat recht, er frevelt aber immer wider die Natur — mit dem Recht des Erweckers. Aber es ist nicht genug, wenn man nur recht hat. Das Recht kann nur begründet werden, wenn der Geist Gaben bringt, die den Gesetzen der Natur Rechnung tragen und nicht die Verbindung mit dem Quell des Lebens unterbrechen und sein Wasser in falsche Kanäle leiten. Daraus ergibt sich die schicksalhafte Verantwortlichkeit des Geistes für das Werden des Menschen und seine Entwicklung.

Nach Paneth offenbarte sich der menschliche Geist in der Frühgeschichte mit dem Bestreben, sich über die allen Lebewesen, auch den Tieren, eigenen Triebe und Bedürfnisse des Lebens hinauszuentwickeln in den drei Urphänomenen: Opfer, Wunder und Symbol. Aus ihrer Synthese bildete sich die Religion, während das Symbol seinen letzten Ausdruck in der Kunst fand, für deren Entwicklung von besonderer Wichtigkeit die älteste Erscheinungsform des Geistes, die schöpferische Phantasie, ist. Neben ihr — später als sie erwacht — steht die Ratio, d. h. die einordnende und rechnende Seite des Geistes, die in dem täglichen Tun, der Politik und dem Rechtswesen, der Wirtschaft, besonders aber in den exakten Wissenschaften ihre höchste Entfaltung fand.

Paneth setzt die Wesensart des Mannes von der der Frau scharf ab. Die Frau ist dem natürlichen Leben dank ihrer auf der ursprünglichen Stufe ausschließlichen Aufgabe der Sorge für die Nachkommenschaft näher geblieben und hat sich mehr von den eigentlichen biologischen Kräften bewahrt als der Mann. Bei ihm entwickelte sich der Geist, d. h. die Ratio, stärker und hat ihn von den wahren Quellen des Lebens abgedrängt. Nur in diesem Sinne spricht Paneth von dem Rätsel Mann, während er die Frau, weil sie soviel „Bios“ in sich hat, entgegen überkommenen Anschauungen nicht für rätselhaft erklärt. Denn nicht der Schlaf, sondern das Wachsein ist ein Problem. Er untersucht die Grundeigenschaften der Geschlechter und belegt sie durch Beispiele aus der Ehe, der Erotik, der Eifersucht. Er untersucht die Stellung zum Staat, die Funktion des Mannes als Bürger und Soldat und zieht den Trennungsstrich zwischen den rein biologischen und den menschlichen Tatsachen.

Paneth grenzt sauber die Typen voneinander ab, bei denen der Bios und bei denen der Geist überwiegt. Er gibt eine klare begriffliche Festsetzung des Bios, der Ratio, der Phantasie.

Die beiden Geschlechter stehen zueinander in reziproker Beziehung. Auf der einen Seite die Ruhe, auf der andern die Bewegung, auf der einen Seite mehr biologische, auf der andern mehr geistige Elemente.

*

Es ist unmöglich, den Gehalt des Buches in einem Aufsatz auszuschöpfen. Wir müssen uns mit unzureichenden Umrissen begnügen, um bei der für uns gegenwärtig wichtigsten Frage verweilen zu können. Auch seine Stellungnahme zur Judenfrage muß hier unberücksichtigt bleiben, sie bedarf einer besonderen Behandlung zu gelegener Stunde.

*

Die Urphänomene: Opfer, Wunder, Symbol sind auszeichnende Stigmata des Geistes. Ohne den Geist würde die Menschheitsgeschichte ihren Sinn verfehlt haben, aber der Geist ist immer gefährdet und immer zum Verrat bereit.

Die Krisis, von der die Menschheit bedroht ist, erscheint Paneth als eine zweifache: durch ein Überwuchern der Ratio, die in ihrer Maßlosigkeit zu einer Bewußtseinsspaltung und Entfernung vom Leben führt. Die drei Gefahren sind: rationale Selbstverödung, romantische Selbstauflösung und schizophrene Selbstzerstückelung. Und von der andern Seite her das Bemühen, in der Revolution der rein biologischen Kräfte, wie im Nationalsozialismus, die Herrschaft der geistigen Kräfte völlig auszuschalten, ohne auch nur den Versuch zu machen, zu einer schuldlosen, instinktsicheren Sozialethik höherer Tiergemeinschaften, wie bei den Affenherden, Bienen oder Termiten, zu gelangen. Das Ende auf der einen Seite heißt: lebenvernichtende Überspannung mit dem Geist, auf der andern: unmenschliches Nichts - als - Leben o h n e den Geist.

Hören wir Ludwig Paneth selbst:

„... Man hat, in verschiedenen Lagern, die Ansicht vertreten, die nationalsozialistische Erhebung im heutigen Deutschland sei das genaue Gegenspiel, gewissermaßen die Wiedergutmachung der französischen Revolution. Das ist sie auch nach unserer Auffassung: aber nur in einem beschränkten und genau bestimmten Sinn. Wir sehen in der rationalen Revolution, die damals in Frankreich zum entscheidenden Austrag kam, einen sehr späten, und vorläufig den letzten Akt der großen Bewegung, die wir die menschliche Revolution genannt haben. Die Proklamation der »Menschenrechte« war nicht zufällig in ihr ein zentrales Ereignis: sowie es ebenfalls kein Zufall ist, wenn prominente Vertreter der biologischen Revolution verlangt haben, daß der Begriff »Mensch« aus den Gesetzbüchern verschwinde. — Unsere These, die wir jetzt zu beweisen unternehmen, sagt: Die biologische Revolution ist das Widerspiel der menschlichen Revolution. Sie wird, wenn sie endgültig siegt, die Ergebnisse der menschlichen Revolution wieder aufheben — als die gründlichste und grundsätzlichsste Reaktion der ganzen Menschengeschichte.

Französische Revolution und Nationalsozialismus sind von den beiden fundamentalen Bewegungen je ein Teil, und also allerdings einander entgegengesetzt; aber keineswegs sind es die einander entsprechenden Gegensatzteile. Im Nationalsozialismus sind alle Tendenzen der biologischen Revolution, wenigstens als Tendenzen, enthalten; er ist also ideell viel umfassender als die französische Revolution, während das Ausmaß seiner bleibenden Wirkungen sich jetzt noch in keiner Weise abschätzen läßt. Die französische Revolution hat ein viel begrenzteres Gebiet zu erobern unternommen, aber ihr erobertes Gelände gegen alle Angriffe behaupten können — bis heute, bis zum akuten Ausbruch der biologischen Revolution ...

*

... Knechtisch: das ist das rechte Wort für diese Haltung: bedingungslose Unterwerfung einer Geistespotenz unter die Diktatur des Bios. — Was wir heute in den von der biologischen Revolution unterwühlten und aufgeregten Nationen Europas sehen, ist, soweit es Wahrheit und Wahrheitsforschung betrifft, nichts anderes als sozusagen die Praxis des Pragmatismus, die Nutzenanwendung des Grundsatzes: wahr ist, was mir nützt. Ein Satz, der seinen wesentlichen Sinn nicht ändert, gleichgültig, ob das Ich, um dessen Nutzen es geht, ein Individuum, eine Sippe oder eine noch größere biologische Einheit ist ...

*

... Im nationalsozialistischen Deutschland hat die Bewegung ihre bei weitem reinste und stärkste Verkörperung gefunden. Mögen in der Durchführung da und dort sich noch Reste von Widerständen entgegenstellen — in den Prinzipien gibt es kein Schwanken und keinen Kompromiß: Führer und Geführte dienen mit fanatischer Konsequenz der Idee der biologischen Revolution.

Hier liegt der tiefste Grund der Faszination, die der Nationalsozialismus auch auf widerstrebende Gemüter und Nationen ausübt. Irgendwo fühlt sich jeder angeführt, denn irgendwo ist jeder biologisch. An irgend einer Stelle seines Wesens sehnt sich jeder, die Anspannung der Individualität, mit ihrer schwierigen Selbstverantwortung und der unbequemen Verpflichtung zu selbständigem Urteil, loszulassen und in der Übermacht eines fremden Willens, der auf geheimnisvolle Art doch unser eigener ist, Entlastung und Ausruhen zu finden. »Und er befiehlt, daß wir gehorchen dürfen.« Kein Zweifel, daß der unterwürfige Dank für das Gehorchendürfen einer ehrlichen Empfindung von Millionen entspricht. Einer Empfindung nur, versteht sich; nicht ihrem ganzen Wesen. Aber einer Empfindung eben, die, im Gegensatz zu geistigeren Qualitäten, identisch und gleichgerichtet in Millionen lebt und Massenseele bildet ...

*

... Auf der gleichen Linie liegt die eigenartige, zuerst in Sowjetrußland praktizierte und dann von den späteren Diktaturstaaten übernommene **Zweieinigkeit von Staat und Partei**. Auch diese Linie hat der Nationalsozialismus am weitesten im Sinne der biologischen Konsequenz vorgetrieben, indem er die Zweieinigkeit von Staat und Partei zur **Dreieinigkeit von Staat, Partei und Nation** erweitert hat, womit aus einer gefährlichen Zweideutigkeit eine noch gefährlichere und noch viel wirkungsmächtigere Dreideutigkeit geworden ist ...

*

... Die biologische Revolution als solche ist dem **ganzen Geiste** feind. Aber sie hat sich, wiederum taktisch durchaus richtig, mit besonderem Ungestüm auf die schwächste Stelle der geistigen Position geworfen: das ist die übersteigerte, überspitzte, dem Leben fremd und feindlich gewordene **Ratio**. Als Rationalisten par excellence hatten also die Juden, **zweitens**, den furchtbarsten Anprall zu erdulden. Der Erfolg hat gezeigt, daß der Angriffspunkt richtig gewählt war. Die ebenso einfachen wie wirksamen Gleichsetzungen: **Geist gleich Ratio — Ratio gleich Judentum — Judentum gleich jeder einzelne Jude**, haben, in immer wiederholten Angriffswellen vorgetragen, die Front des deutschen Geistes in ihrer ganzen Breite aufzurollen vermocht ...

*

... Das rechte Gegenstück zu der beschriebenen Massenaufwertung der Minderwertigkeitsgefühle und ein auf seine Weise ebenso großartiges Mittel ist die millionenfache Anwendung des Hitlergrußes, von dem das neue Deutschland unaufhörlich hallt und widerhallt. Man könnte sagen, hier gibt die Masse ihrem Führer einen gleichen Wert und in gleicher Münze zurück, wie sie ihn mit dem **arischen Standesbewußtsein** von ihm erhalten hat und immer noch erhält. —

Wiederum die bezeichnende Doppelsichtigkeit: vor der vernünftigen Betrachtung absurd; aber unfehlbar treffend in jener Unterschicht des Bewußtseins, die »wenn sie das Wort Kultur hört, ihren Revolver entsichert«, jene Schicht, in der die abgründigsten Minderwertigkeitsgefühle zu Hause sind, und dort treffend mit einer Wucht ohnegleichen, weil auch das Mittel selbst nichts Menschliches mehr hat, an keine menschliche Qualität mehr appelliert, sondern nur an den allgemein tierhaften Untergrund unseres Seins...

*

...Es ist die Massenseele in des Führers eigener Brust, der jeder Heil-Hitler-Ruf eine neue Welle der Selbstwertsteigerung gibt, bis zu dem hochgespannten Potential der rauschhaften Ekstase, die Ichrausch und Massenrausch in einem ist und nun wiederum ihre Wellen in die Massenseelen der einzelnen Volksgenossen sendet.

Massenseele im Führer und Massenseele im Volk, die beiden verstehen sich und bleiben einander nichts schuldig. »Ihr seid die arische Edelrasse, Blüte des Menschengeschlechts, Erben der Weltherrschaft«, so strömt es in millionenfacher Verteilung hinaus, Und in millionenfachem Dankesüberschwang strömt es mit gleicher Mächtigkeit zurück: »Heil Hitler!«...

... Immer wieder ist es die unermüdlich um sich selber kreisende, ihrer selbst nie überdrüssig werdende egozentrische Massenseele, die dem ihr zugehörigen Einzelnen keine höhere Anerkennung weiß als: anonymes Massenteilchen zu sein. — Man könnte meinen, daß zwischen den Bedürfnissen des Einzel-Ich, das doch als solches auch gefüttert und gestreichelt sein möchte, und der staatspolitischen Notwendigkeit seiner Auslöschung in der Massenseele, Spannungen entstehen müßten. Nun, wenn sie entstehen sollten, so ist dafür gesorgt, daß sie schon im Entstehen ausgeglichen werden, durch ein Mittel, dessen geniale Einfachheit in ihrer völligen Angepaßtheit an den Zweck Bewunderung verdient: die umfassende Bürokratisierung der Volksmasse. Jeder hat sein Amt oder Ämtchen in Staat oder Partei, und vor allem eine lange imposante Amtsbezeichnung. — Sagt jetzt nicht, daß die allermeisten dieser vielsilbigen zungenbrecherischen Titulaturen überhaupt keinen faßbaren Sinn enthalten, schmählische Mißhandlungen der deutschen Sprache darstellen, bestenfalls unfreiwillige Komik erzeugen...

*

... Auch in Freizeit und Erholungsstunden soll der Mensch nicht Mensch mehr sein, sondern Massentier (Sowjetklubs, Dopolavóro, Kraft durch Freude...). Der Rausch der Masse scheint ähnliche Wirkungen zu zeitigen wie der des Alkohols...

*

... Man will geschwellt, erhoben, ergriffen, mitgerissen werden, man dürstet nach Sturm und Drang und haßt jede Hemmung. Dieser Art von Ergriffenheit aber ist Geist gefährlich, Kritik tödlich... Deshalb hat die biologische Revolution, die diese Ergriffenheit braucht, ja, man könnte sagen, deren eigentliche Substanz die dämonisch ergriffene Masse Mensch ist, wohl daran getan, den Geist mit schweren Gefahren, die Kritik mit dem Tode zu be-

drohen. Sie hat es denn auch, sogleich nach ihrer Machtergreifung in Rußland, in Italien, in Deutschland, in genau gleicher Weise und gleicher Unerbittlichkeit getan...

*

...Man weiß, daß Blinde kompensatorisch ein besonders feines Tastgefühl entwickeln. So ist es nicht zu verwundern, daß die von der biologischen Revolution ergriffenen »Geistesarbeiter«, für alle kulturellen Werte blind, einen um so sichreren Instinkt besitzen für alle Tatsächlichkeiten der Macht und alle Mittel zur Macht — besonders da der große Gegenspieler der Macht im normalen Staatsgefüge, das Recht, zu solcher Bedeutungslosigkeit hinuntergedrückt ist, daß die Machtgefühle von dorthin keine Ablenkung zu befürchten haben. — Blind für das Licht des Geistes, taub gegen den Aufschrei des gefesselten und mißhandelten Rechts — aber feinfühlig im höchsten Grade für alle Verschiebungen und Ausschläge der Gewalt...

*

...Eine rein biologische Staatsform muß auch humorlos sein und den Witz scheuen. Jenes, weil ihr die Vorbedingung allen Humors, die (wenigstens zeitweilige, wenigstens versuchte) Erhebung über die tierische Notdurft versagt ist, dieses, weil sie den Waffen des Geistes keine Abwehr entgegenzusetzen vermag...

*

...Ritterlichkeit — Großmut — Dankbarkeit... man nehme, welche man will, der menschlichen Tugenden, keine kann im biologischen Herrschaftsbereich ihre Stätte haben...

*

...Geistige Selbständigkeit, Persönlichkeit, Einmaligkeit... diese Merkmale der Menschwerdung hat die biologische Revolution, soweit ihre Macht nur reichte, mit der Wurzel ausgerottet. Auf allen diesen Linien ist sie hinter die Pubertät zurückgeschritten und hat damit gleichzeitig die dritte, letzte, krönende Grundeigenschaft des Mannes abgebaut. Die beiden andern, die wir als erstens Mut und Energie, zweitens Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit umschrieben haben, scheinen streckenweise noch erhalten, wie sie ja auch an wohlgeratenen Knaben im vorpubertärem Stadium schon deutlich bemerkbar sind. Diese Eigenschaften aber in den Dienst geistiger Ziele zu stellen, die er kraft eigenen Gewissensurteils zu seinen Zielen macht, und sich damit erst als Mann im höheren Sinne bewährt — diese Freiheit allerdings hat der Biologisch-Ergriffene verloren...

*

...Dann mag wieder, über einer vielleicht nicht menschenleeren, sicherlich aber entmenschten Welt, das uralte ewige Sonnenrad seine gleichen Kreise vollenden, und seine sengenden Strahlen das christliche Kreuz, das Zeichen des Menschensohns, erbarmungslos niederbrennen. — Dann hat das Hakenkreuz das Christenkreuz bezwungen.

Denn das Hakenkreuz ist ja nichts anderes als das alte Sonnenrad, nur in einer eigenen, dem Gemütszustand der Biologisch-Ergriffenen besonders zusagen-

den »zackigen« Ausgestaltung. Indem die biologische Revolution es unternahm, unter diesem Zeichen zu siegen, hat sie, vielleicht deutlicher als die Absicht war, ihr innerstes Wesen an den Tag gebracht. Das Sonnenrad findet sich bekanntlich in ganz verschiedenen Rassen- und Kulturkreisen, aber immer nur in primitiven Kulturlagen. Es symbolisiert offenbar die gleichförmige Umdrehung, den immer wiederholten Umschwung der Jahreszeiten, den ewigen Kreislauf der Natur, von der Geburt zum Tode, und vom Tode zu neuer Geburt, und so fort in alle Ewigkeit, ohne Richtung, ohne Ziel.

Immer gleiche Umdrehung um einen Mittelpunkt und in einer Ebene, das ist das Wesen von Sonnenrad und Hakenkreuz. Das christliche Kreuz erhebt sich in eine neue Dimension; steht still; weist nach oben, und hält den geopfertem Leib dem Himmel entgegen...

*

...Krampfhafter Ausbruch an Stelle organischer Entfaltung — unregelmäßiges Herauffluten der unteren Lebensmächte, aller Lebensmächte, starker und wertvoller, die unterdrückt waren oder sich unterdrückt fühlten, ebenso wie schwacher, kranker und überreizter: das ergibt in der Einzelexistenz das Bild der Hysterie...

...Ein hysterischer Zug gehört zum Wesen der biologischen Revolution...

*

...Je nach dem Aspekt mehr dem Krebs oder mehr der Hysterie analog ist die ungeheure Inflation des nationalen Selbstgefühls. — Gesundes Selbstgefühl ist sympathisch und wohltuend, sofern man — Einzelner oder Nation — gesund und wohlgeraten ist. Auch die daraus folgende Tendenz zur Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung wird als etwas Natürliches hingenommen und erweckt vielleicht natürliche Gegenwehr, niemals Antipathie. Aber der Egoismus der Selbstvergottung, mit seiner Affektblindheit gegen alles Nicht-Selbst? Der da spricht: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener? — Der Pharisäismus des Einzelmenschen ist seit zweitausend Jahren gerichtet; die Einzelüberhebung der Stände seit mindestens hundert Jahren; man sollte aber endlich erkennen, daß der Pharisäismus einer ganzen Nation um nichts besser ist. »Auserwähltes Volk« ... »allein kulturschöpferische Rasse« ... es ist alles dasselbe: historisch milde betrachtet ein Anachronismus — biologisch gesehen peinlicher Krampf anstatt natürlicher Spannung — aber, trotz innerer Ungesundheit, äußerst gefährlich für alles umgebende Gesunde.

*

Der Abschnitt über den Nationalismus ist für uns ein schlüssiger Beweis für die Richtigkeit von Paneths Konzeption. Er ist beileibe kein rückwärtsgewandter Prophet, der nun ex eventu seine Weisheit abträufelt und alles vorhergewise hat. Denn diese Teile seines Buches sind zu einer Zeit geschrieben, als nur wenige das Wesen und die Ziele des Nationalsozialismus ganz erkannt hatten.

Zu den erregendsten Kapiteln des Buches gehören die Abschnitte über den Anteil, den Schopenhauer, Nietzsche, Freud, Alfred Adler, C. G. Jung, Ludwig Klages an der Vorbereitung der „biologischen Revolution“ haben. „Sie haben mitgeholfen, die überlebenden Reste der Ratio auszutilgen, Objektivität und Wahrheitsstreben endgültig abzudecken und die Zaubermacht der primitiven Mentalität mit ihren Attributen Magie und Wunderglauben als Thronerbin einzusetzen.“

*

In dem auszeichnenden Bemühen um Wahrhaftigkeit sucht Paneth bei dem Krieg der biologischen Kräfte gegen den Geist nach den Fehlern auf der Seite des Geistes und unterstreicht die Notwendigkeit, die Fragen nach der Krankheit und der Schuld des Geistes zu beantworten.

Seine Hauptkrankheit ist der Rationalismus, unter dem er keineswegs ein Zuviel an Ratio, das es gar nicht geben kann, verstanden wissen will, sondern im Anklang an die Wortbildungen Alkoholismus und Morphinismus den „übermäßigen und falschen Gebrauch eines kostbaren und an seinem richtigen Ort höchst segenvollen Guts“. Sie führt zu einer Verkümmernng des Geistes. Weiter der Mangel an lebendiger Vorstellungskraft, der es verhindert hat, die Wirklichkeit der biologischen Revolution wahrzunehmen, und die Abschwörung von den tiefen Quellen alles Geistigen, vom unbewußten Seelenleben. Auf die Vorbereiter der biologischen Revolution, die „Mordanschläge auf den Geist“ und die „Selbstmörder des Geistes“ ist schon hingewiesen.

„Ja, der europäische Geist ist krank — und nicht erst seit gestern. Mit der rationalistischen Ausdörrung zusammen geht eine Neigung zum Übersteigertem, Überspitztem, Paradoxalem; da die lebendige Anschauung fehlt, deren ruhige Allgegenwart sonst die drohenden Ausschreitungen der Ratio wohlthätig zügelt. — Ein chinesischer Gelehrter unserer Zeit äußerte im Gespräch mit einem westlichen Kollegen: »Was mir an euren Philosophen mißfällt, ist, daß sie alle einen verbogenen Verstand haben.«“ ...

*

... „Durch jedes Volk, durch jeden Stand, durch jede wache Einzelseele geht heute die Frontlinie. Vergessen wir nie, daß wir es mit einem *mondialen* Phänomen zu tun haben, das auf verschiedenen Kontinenten unter Nationen der slawischen, romanischen, germanischen wie der mongolischen Rasse, unter hochzivilisierten wie unter halbbarbarischen Völkerschaften wesentlich die gleichen Züge und Ziele aufweist! Als Regierungsform: die Diktatur, als Wirtschaftsziel: die Autarkie; als Ziel der Bevölkerungspolitik: die möglichst zahlreiche, uniforme, militarisierte Masse von *embryoide*m, das heißt undifferenziertem und äußerst expansivem Charakter. — Oberster Zweck der Wirtschaft: Ausrüstung; höchstes Ziel des Staates, mühselig getarnt: der Eroberungskrieg. — Dazu ein ganzes Bündel verwandter und verschwägerter Maßnahmen, die man als Staatssozialismus oder staatliche Planwirtschaft zusammenfassen kann. — Die Planwirtschaft im Geistigen schließt den Ring. Bald wird keine Feldfrucht angebaut, keine Maschine in Gang gesetzt, aber auch kein Buch mehr gedruckt und kein Stück mehr aufgeführt werden dürfen, wenn es nicht in die

Pläne der Landesregierung paßt. Die endgültige Unterwerfung des Menschen unter die Allgewalt des Staates scheint nahe.

... So steht es in den biologisch ergriffenen Staaten. Was aber die andern betrifft, die sich noch stolz und frei dünken und gebärden, so hat auch in ihnen allen die biologische Revolution *Verbündete* sitzen, einige offene und eine noch viel größere Zahl von geheimen. Und alle sind sie durch unterirdische Kanäle des Bluts und der Sympathie mit den Zentren der Bewegung verbunden...

... Die geheimen Verbündeten sind nicht bloß seltsam verkleidet, sie sind untereinander auch gründlich verschieden an Herkunft und Art. Man würde sie so ohne weiteres nicht für Verbündete halten; und das merkwürdigste: sie selber wissen oft gar nicht, daß sie es sind. Steuern gutgläubig und treuherzig Gut und Blut und ahnen nicht, welchem Herrn sie in Wahrheit dienen. Die Organisation, genauer noch gesagt, die Polarisation der biologischen Tiefenkräfte der ganzen Welt durch die Magie des Unter-menschlichen — das ist, von innen gesehen, »das deutsche Wunder«, vor dem Europa ratlos und scheu bewundernd steht, und die »märchenhaften« politischen Erfolge dieser wenigen letzten Jahre nur seine äußere Konsequenz.

... Die sozusagen absolute Banalität ist eine absolut notwendige Tugend dessen, zu dem alles Biologische in der ganzen Welt, weltweit unter sich verschieden bis auf dieses eine, sehnstchtig — f ü h l s ü c h t i g drängt und strebt, als dem magischen Magneten aller Tiefenkräfte der heutigen Menschheit.“ ...

*

Gibt es einen Weg zur Lösung der Krisis des Menschentums? Paneth glaubt an die Möglichkeit — die zugleich eine Notwendigkeit ist — des gesunden Ausgleichs zwischen den geistigen und den biologischen Kräften. Die Maßlosigkeit auf beiden Seiten hat zu der Katastrophe geführt. Maßhalten ist not.

Es geht um die Gewinnung einer sicheren Haltung zwischen der Selbstherrlichkeit des Geistes und der Rückkehr in primitiv biologisches Massendasein. Er fordert die „klassische Rückwendung“ des Geistes in unvermindertem Besitz seiner Kraft zur Erde und zum Leben. Eindringlich warnt er vor optimistischer Selbsttäuschung, aber die Entscheidung jetzt und heute ist notwendig.

Die Kapitel seines Buches, in denen er unter dem Titel „Der grüngoldene Baum“ über die Durchdringung von Geist und Leben durch die klassische Haltung spricht, gehören zu dem Besten, was in deutscher Sprache geschrieben ist, und zeigen ein Ziel, dem nachzustreben die besten Kräfte aufrufen sollten. Die beiden großen Sterne, nach denen der Kurs bestimmt werden soll, sind ihm Goethe und Spinoza. Aber er fordert nicht etwa „Zurück zu Goethe“, weil er weiß, daß wir ja noch niemals bei Goethe waren, und daß man Goethe heute ebenso kreuzigt, wie die Kreuzigung Christi wiederholt wird. Seine Ausführungen über die mögliche Änderung des Mannes und ihre Auswirkungen auf alle Gebiete des menschlichen Lebens, der Politik, der gesellschaftlichen Ordnung, der Beziehungen zwischen den Geschlechtern sind überzeugend und zukunftsfruchtig.

Und doch erhebt sich gerade hier ein wesentlicher Einwand. Wir glauben nicht, daß die Erhöhung von Goethe und Spinoza zu den einzigen Leitsternen der Größe der Krisis Meister werden kann. Den verlorengegangenen Wertmaßstab für alles menschliche Handeln können wir nur wiedergewinnen von Gott und durch unsern Dienst für ihn in Wahrhaftigkeit, Demut und Liebe.

*

Die biologische Revolution ist heute vorläufig unterdrückt — größtenteils mit ihren eigenen Methoden — überwunden ist sie nicht. Die Auseinandersetzung, in die alle Völker hineingezogen sind, dauert an und treibt eilig der entscheidenden Krise entgegen.

Paneths Buch sollte als ein aufrüttelnder Alarmruf weithin Gehör finden. Er hat die letzten Wurzeln der Krisis bloßgelegt, und man muß sich mit ihm auseinandersetzen. Das Buch könnte Epoche machen. Seine Folgerungen sind hart — aber wann wäre die Wahrheit nicht hart? Seine Hypothesen schaffen Licht, und darin liegt der Wert jeder Hypothese, gleichgültig ob alles als schlüssig bewiesen gelten kann — die letzten Dinge sind ja überhaupt nicht beweisbar. Wir haben diesem Manne voll Wahrhaftigkeit und abgeklärter Weisheit, der von dem reinsten Willen beseelt ist, der Menschheit zu helfen, unendlich viel zu danken.

... „Aber noch einmal, und immer wieder, hüten wir uns vor trügerischem Trost! Die heutige Kulturkrise ist etwas anderes als alle Kulturkrisen vorher, und der Menscheng Geist hat keinen providentiellen Freibrief. Er wird seine Existenz nur bewahren, wenn er die Bedingungen erfüllt, die seine Essenz ihm notwendig auferlegt; und die Erfüllung ist schwer — heute schwerer denn je.

Wenn der Geist die Versuchung des romantischen Überschwangs vermeidet; wenn er die Rückwendung vollbringt, bevor er aus der Gravitationssphäre des Lebens hinausschießt in den kalten Raum des Nichts, wenn er das Leben nicht notgedrungen duldet, nicht selbstherrlich unterdrückt, wenn er niemals in sklavischer Haltung dem Leben entgegenkommt, sondern als Herrscher sich zu ihm neigt, aus Liebe und in freiem Entschluß, wenn der Mann immer wieder den Rückweg findet zu Frau und Natur — wie jeder Tag in Nacht eintaucht, aber nur, um neugeboren wieder emporzutauchen —:

dann braucht der Geist nicht zu sterben, weder an Mangel des Lebens, noch an Überwuchern des Lebens, dann wird, in großer gefahrvoller Stunde, sich immer von neuem Romantik in Klassik auflösen, dann löst sich selber das Rätsel Mann. ...

... Aber, wenn vor neunzehnhundert Jahren das unbeirrte Ausharren eines einzigen Geistigen, in äußerster Einsamkeit, inmitten brüllender Pöbelhorden, vermocht hat, das Antlitz der abendländischen Welt zu wenden, dann haben die heutigen Verteidiger des Geistes, geringer als er, aber größer an Zahl und Verbundenheit, kein Recht zu verzagen. Die Sonne ist nicht erloschen, weil Erdenmasse uns ihr Licht verwehrt. Wenn schwärzestes Dunkel uns noch das Herz umklammert hält, hat sie den tiefsten Punkt ihrer Bahn bereits durchschritten. Punkt Mitternacht beginnt der neue Tag.“

Israel – das Gesicht eines neuen Staates

Am 14. Mai 1948 wurde im Tel Aviver Museum, einem sehr schönen Gebäude des Rothschild Boulevards, der jüdische Staat proklamiert. Als ersten Schritt mußte die neue Regierung Verteidigungsmaßnahmen gegen einmarschierende arabische Truppen beschließen.

Staatsidee seit Balfour-Deklaration

In der Balfourdeklaration des 2. November 1917 war nur von einer jüdischen Heimstätte die Rede. „Nationale Heimstätte des jüdischen Volkes“ lautete denn auch die offizielle Mandatsformulierung (24. Juli 1922). Immer schon aber wurde als logische Entwicklung an einen jüdischen Staat gedacht. David Lloyd George, Englands Premierminister der Jahre 1916 bis 1922, drückte das folgendermaßen aus: „... anderseits war vorausgesehen ..., daß Palästina ein jüdischer Staat (commonwealth) werden würde“. (Bei entsprechenden Mehrheitsverhältnissen innerhalb der Bevölkerung als Erfolgsvoraussetzung des Nationalheimes.)

Winston Churchill gab am 8. Februar 1920 im Illustrated Sunday Herald folgende Prognose: „Es könnte sich durchaus ereignen, daß zu unseren Lebzeiten auf beiden Seiten des Jordans ein jüdischer Staat unter dem Schutz der britischen Krone geschaffen wird, der drei oder vier Millionen Juden enthält ..., von Vorteil und in besonderer Harmonie mit den wahren Interessen des britischen Empires.“ Ähnlich waren programmatische Auslegungen während verschiedener Konferenzen der englischen Arbeiterpartei sowie britischer und Weltgewerkschaften. Dr. Dalton erklärte 1945 für die nationale Parteiführung: „... Meines Erachtens sollten wir (Großbritannien) mit diesen beiden Regierungen (Vereinigte Staaten und Sowjetunion) über gemeinsame Unterstützung einer Politik beraten, die uns einen glücklichen, freien und gedeihlichen jüdischen Staat in Palästina schenkt.“ Auch die Vollversammlung der Vereinten Nationen vom 29. November 1947 bestimmte mit über Zweidrittelmehrheit die Begründung des jüdischen Staates in Palästina.

Jewish Agency war Regierung

Auf welchen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und militärischen Fundamenten ruht das neueste Staatswesen der Welt? Zunächst einmal ist seine Regierung nichts unbedingt Neues. Der Jischuv, wie sich die jüdische Bevölkerung Palästinas nennt, hatte seit Verkündung des Mandats eine sehr weitgehende Selbstverwaltung. Artikel 4 sah die Begründung der Jewish Agency vor. Statutenmäßig war es ihre Aufgabe, die Regierung in allen wesentlichen Fragen der jüdischen Bevölkerung Palästinas zu beraten, sie zu unterstützen und an der Entwicklung des Landes mitzuarbeiten. Anfänglich wurde der zionistischen Organisation diese Aufgabe übertragen. Um aber das gesamte Judentum stärker an die Palästina-Idee zu fesseln, hat man die Agency später zur Hälfte aus Zionisten und Nichtzionisten zusammengesetzt. Nur der Vorsitzende war immer zionistisch.

Die beratende Körperschaft entwickelte sich dann zu „einer Regierung, die Seite an Seite mit der Mandatsregierung besteht“, wie sich die Königlich Britische Peel Kommission des Jahres 1937 in ihrem Bericht ausdrückt. Am 20. April 1946 schrieb die anglo-amerikanische Untersuchungskommission: „Sie (Jewish Agency) ist eine der erfolgreichsten Kolonisationsorganisationen der Geschichte gewesen ..., mit ihrem großen Einkommen, ihren fähigen Verwaltern, Ratgebern und Stab und ihrer vielfältigen Tätigkeit wurde die Agency endlich die mächtigste, nichtregierende Autorität in Palästina und im Vorderen Orient und ist es noch heute.“

Aus der Jewish Agency Executive, die auch H a g a n a h kontrolliert, rekrutiert sich ein großer Teil der provisorischen Regierung Israels. Ben Gurion, Exekutivvorsitzender, ist Ministerpräsident und Kriegsminister, Mosche Schertok, der außenpolitische Berater, wurde Außenminister, Finanzdirektor Elieser Kaplan Erster Finanzminister usw. Mehr oder weniger gehen also die Kompetenzen der Agency einfach auf die Regierung über. Jedoch ist an eine Auflösung der Jewish Agency nicht gedacht. Über den palästinensischen Rahmen hinaus erfüllt sie ja auch jüdische Weltaufgaben in Palästina.

Gesunder Parlamentarismus

Neben der Agency wird der V a a d L e u m i (Nationalrat) direkten Regierungseinfluß haben. Offiziell bildet der Vollzugsausschuß des zum Staatsrat erhobenen Vaad Leumi die provisorische Regierung. Beide überschneiden sich oft auf personellem Gebiet. Jeder in Palästina lebende Jude hatte das Recht, an den Wahlen zur A s e f a t h H a m i f s c h a r i m (Abgeordnetenversammlung) teilzunehmen. Asefath Hamifscharim wählt dann wieder als seine Exekutive den Vaad Leumi, der also die höchste parlamentarische Spitze mit großen Vollmachten darstellt. Asefath Hamifscharim und Vaad Leumi bleiben rein palästinensische Körperschaften, sind also nicht mit dem alle zwei Jahre gewählten interstaatlichen Kongreß der Weltzionistischen Organisation identisch, deren kleines Aktionskomitee aus 14 bis 18 in Palästina lebenden Zionisten die praktische zionistische Politik macht. Politisch ergeben sich oft auffallende Unterschiede. So führen im Kongreß die bürgerlichen allgemeinen Zionisten, deren Hochburg Amerika ist, während im Palästina-Parlament Mapai die größte Partei ist.

Das Parteienmosaik

Mapai, die Vereinigte Zionistische Arbeiterpartei, kam 1930 auf dem Verschmelzungswege zustande. Ihr Hauptziel ist ein jüdischer Staat auf den Pfeilern des Zionismus und Sozialismus.

Im parteipolitischen Leben des J i s c h u v herrscht eine große Vielfalt. Die Tatsache des nunmehr verwirklichten Staates dürfte jedoch verschiedene Gruppen zum Zusammenschluß bewegen. Bisher sieht das Parteienmosaik folgendermaßen aus: 1944 splitterte sich von der schon analysierten Mapai die A c h d u t h H a a v o d a (linke zionistische Arbeiterpartei) ab. Sie fordert eine radikalere sozialistische Linie.

Mehr sozialistisch im streng marxistischen Sinn ist auch der H a s c h o m e r H a z a i r, der junge Wächter. Ursprünglich nur eine Landpionier- und Jugend-

bewegung, wurde er 1946 zur Partei. Haschomer Hazair trat für weitgehende Versöhnung mit den Arabern ein. Er forderte auch vollkommene bürgerliche und wirtschaftliche Gleichberechtigung der Juden in der Diaspora.

Misrachi wurde 1918 in Palästina gegründet. Strenggläubig, erstrebt er einen jüdischen Staat im Einklang mit den religiösen Gesetzen. Seine Tendenz ist rechts.

Hapoel Hamisrachi umfaßt religiös orthodoxe Arbeiter. Sie unterschreibt das allgemeine Arbeiterprogramm, fordert aber ein privates und Sozialleben in Übereinstimmung mit der Thora (höchstes jüdisches Religionsgesetz). Erstes ethisches Ziel: Leben von der Hände Arbeit ohne Ausnutzung anderer.

Die Allgemeinen Zionisten bestehen aus Gruppe A und B. A befindet sich mehr im Zentrum, bringt aber gewerkschaftlichen Ideen auch nicht gerade besondere Sympathien entgegen. B hat offenen Rechtscharakter. Vereinigte zionistische Revisionisten vertreten ausgesprochen autoritäre und nationalistische Ziele. Unentwegt propagieren sie einen jüdischen Staat auf beiden Seiten des Jordan. Seit dem Tode ihres großen Demagogen Vladimir Jabotinsky hat die Partei stark an Anziehungskraft verloren. Ihr enger Kontakt mit der Terrororganisation Irgun Zvai Leumi war kein Geheimnis.

Zu den neuesten politischen Gebilden gehört die erst seit 1942 bestehende Alijah Chadaschah, deren Mitglieder in der Mehrzahl aus deutschen und österreichischen Juden bestehen. Zahlenmäßig ist sie nicht klein und spielt sogar im Tel Aviver Stadtparlament eine beträchtliche Rolle. Einer ihrer dortigen Stadtverordneten, der deutsche Jude Rosenblüth, hat das Justizministerium der provisorischen Regierung übernommen.

Agudat Israel, einst besonders stark in Polen, vertritt die Interessen orthodoxer Juden. Ihre ablehnende Haltung zum Zionismus hat nachgelassen. Nach dem Verlust der alten polnischen Heimat stehen sie heute dem Staatsgedanken nahe.

Zwei kommunistische Gruppen sind zahlenmäßig unbedeutend. Die palästinensische Kommunistische Partei kämpfte gegen den Zionismus, hatte assimilationistische Ideen und widersetzte sich sogar als einzige politische Organisation stärkerer jüdischer Einwanderung.

Hingegen bejaht die palästinensische Kommunistische Union den jüdischen Staat unter sowjetrussischem Schutz mit Einwilligung der Vereinten Nationen.

Kommunismus ist im Staate Israel kein politischer Faktor. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß ein großer Teil der Landbevölkerung nach rein sozialistischen Idealen lebt. In den Gemeinschaftssiedlungen (Kibbuzim) hat das Privateigentum zu existieren aufgehört. Man arbeitet und verdient für die Gemeinschaft, ja, Fachleute nehmen Stellungen in den Städten an, fristen dort ein äußerst primitives Dasein und übergeben ihren guten Lohn der Siedlung.

Das Land der Gewerkschaften

Im Jischuv und damit auch im neuen Staat Israel ist die gewerkschaftliche Bewegung bedeutender als in nahezu allen Ländern der Welt. Histadruth Ha'Ovdim (allgemeine Föderation der jüdischen Arbeit) besteht zu etwa 48 Prozent aus Mapai-Mitgliedern. Demnach hat also keine Partei die absolute Mehrheit. Auch religiöse Einflüsse (Misrachi und Agudah) sind durchaus be-

merkbar. 1920 waren bei einer jüdischen Bevölkerung von 60 000 nur 4433 gewerkschaftlich organisiert. 1944 bestand der Jischuv aus rund 600 000 Menschen. Davon gehörten der Histadruth 133 000 (heute rund 200 000) als ordentliche Mitglieder an. *) Um diese Ziffer etwas illustrativer zu gestalten, sei bemerkt, daß sie relativ 12 000 000 Gewerkschaftsangehörigen in England entsprechen würde.

Histadruth Ha'Ovdim unterhält verschiedene ertragreiche Firmen in eigener Regie, darunter das Mammutbauunternehmen Solel Boneh, das seine Existenz dem jetzigen Verkehrsminister David Remez verdankt. Grundsätzlich waren die jüdischen Gewerkschaften an freundslichem Kontakt mit den Arabern interessiert. Auf ihre Initiative hin kam es zu ersten gewerkschaftlichen Anfängen im arabischen Sektor — bei engstem Kontakt im Rahmen der palästinensischen Arbeiter-Föderation. Ben Gurion, der Regierungschef, ist nicht nur ein Mapai-Führer, vielmehr auch Histadruth-Präsident. Ursprünglich ausgesprochen pro-englisch, kann er als ein Mann mit westlichem Weltbild betrachtet werden.

Seit 1920 hat sich Palästinas arabische Bevölkerung etwas mehr als verdoppelt: sie zählt heute rund 1 250 000. Diesen anomal hohen Zuwachs verdankt sie den Rückwirkungen jüdischer Einwanderung: 1. höhere Löhne und damit Araberimmigration aus den Nachbarländern, 2. bessere wirtschaftliche, soziale und hygienische Verhältnisse, die eine Verminderung von Malaria, epidemischen Krankheiten und Säuglingssterblichkeit mit sich brachten.

Keine Ausnutzung fremder Arbeitskraft

Von jüdischer Seite befolgte man seit Gründung des Nationalheimes den Grundsatz, jederlei Kolonialpolitik mit Ausnutzung billiger einheimischer Arbeitskraft auszuschalten. Der Boden gehört dem, der ihn bebaut. 50 000 Menschen leben nach diesem Motto. Sie haben sich entweder in Gemeinschaftssiedlungen zusammengeschlossen oder gehören kooperativen Dörfern, sogenannten Moschve Ovdim, an. Das Land des Moschav-Bauern bleibt National-eigentum. Man überantwortet ihm nur so viel, wie er (und seine Familie) bearbeiten kann. Kooperativ wird in großen Genossenschaften beim Ein- und Verkauf zusammen gearbeitet, jeder Moschav hat auch gemeinsame Maschinen, die dem ganzen Dorf planmäßig zur Verfügung stehen.

Normale Berufsschichtung

Eines der unglücklichsten jüdischen Weltprobleme war die ungesunde Berufsschichtung, zum großen Teil durch jahrhundertelange Fernhaltung aus den verschiedensten Arbeitsgebieten verschuldet. Im Staate Israel existiert diese Frage nicht. Über die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Palästinas besteht aus Lohnempfängern. Dieser Prozentsatz ist höher als in Frankreich oder in Italien. 78 Prozent unter den Lohnempfängern sind manuelle Arbeiter. Um diese für die palästinensische Wirtschaft lebenswichtigen Ergebnisse zu erreichen, waren selbstverständlich grundlegende Berufsumschichtungen notwendig. Eine Umfrage,

*) Rechnen wir die abhängigen Familienangehörigen hinzu, so ist die Hälfte der Staatsbürger Israels gewerkschaftlich organisiert.

an der sich 104 000 Arbeiter beteiligten, ergab folgendes aufschlußreiches Resultat: 85 600 hatten in Palästina ihren Beruf gewechselt. Nachfolgend soll eine kurze Tabelle diese Umschichtung im einzelnen veranschaulichen.

	Landwirtschaft	Bauarbeiter	Transport
Diaspora	2,4 Prozent	1,6 Prozent	etwa 0,9 Prozent
Palästina	23,4 Prozent	10,6 Prozent	6,3 Prozent

Diese Einzelbeispiele ließen sich beliebig erweitern. Grundsätzlich kann aber festgestellt werden, daß 60 Prozent unter den jüdischen Arbeitern Palästinas früher im Handel beschäftigt waren oder keinen festen Beruf hatten. Durch die deutschen und österreichischen Einwanderungswellen hat auch die Zahl ehemaliger Akademiker, vor allem Ärzte und Juristen, stark zugenommen. Viele hängen noch mit großer Liebe am alten Beruf und suchen nach Kompromissen zwischen Neigung und Nachfrage. So begegnete mir ein Tel Aviver Arzt, der abends seine Praxis macht und am Tage ein Kleinauto zwischen der jüdischen Hauptstadt und Jerusalem steuert.

20 Prozent Landwirtschaft, 30 Prozent Industrie

Holland und die Schweiz gelten als wirtschaftlich gesunde Länder, die eine intensivierte Landwirtschaft mit moderner Industrie verbinden. Strukturmäßig ergibt sich folgendes Bild: 20 Prozent Landwirtschaft und 30 Prozent Industrie. Die Relationen im jüdischen Palästina sind die gleichen. Rutenbergs berühmte Elektrizitätswerke (am Jordan) boten Voraussetzungen zur weitgehenden Industrialisierung.

Nach den russischen brachten mitteleuropäische Juden viel industrielle Initiative ins Land. Während des zweiten Weltkrieges fanden überraschende Umstellungen statt. Neue, dem alliierten Siege dienende Fabrikate wurden nach einer Erklärung C. Wilson Browns, des Direktors der Kriegsindustrie, oft auf Maschinen improvisiert, die eigentlich für ganz andere Zwecke hergestellt waren. Dazu gehörten einige Millionen Stahlbehälter, zweieinhalb Millionen Anti-Tank-Minen und von chemischen Produkten Aceton für Flugzeugfabrikation. Ersparte Palästinas hochentwickelte Landwirtschaft den Alliierten kostspielige Importe, ja machte sie das kleine Land auf vielen Gebieten zur Versorgungsquelle für die Afrikafront, so werden ihr Vorhandensein und rascheste Umstellungsmöglichkeiten nunmehr dem eigenen Staat zugute kommen. Hebräische Universität, Technische Hochschule und das berühmte Hadassah-Hospital dienen wissenschaftlichen Vorarbeiten. Der neue Staat weist bereits vielversprechende Industriezentren auf wie die Haifa-Bay und die Potasch-Werke am Toten Meer. Mit Haifa besitzen die Juden einen leistungsfähigen Welthafen. In Tel Aviv steht ihnen ein zweiter, mehr improvisierter, zur Verfügung.

Erhöhter Lebensstandard

Sehr rasch wurde ein wirtschaftlicher Aufstieg des jüdischen Palästina verwirklicht. Teils lag das an den schon analysierten modernen Produktionsformen, teils an neuen ökonomischen Möglichkeiten, die große Einwanderungswellen immer mit sich bringen, und nicht zuletzt an Geldern aus der gesamten jüdischen

Welt für das Land der Väter und Söhne. Erste Heimkehrer, wie sie sich selbst bezeichnen, standen weit dürftigeren Lebensmöglichkeiten gegenüber als selbst in Osteuropa. Bereits 1936 war jedoch das Nationaleinkommen des Jischuv auf 18 000 000 palästinensische Pfunde angewachsen. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen 43 Pfund. Verglichen mit dem damaligen England, war der Unterschied ein noch größer (70 bis 85 Pfund), während Frankreich ein Plus von nur 7 Pfund (50 Pfund) auswies. Im gleichen Jahr kam auf den Kopf der jüdischen Bevölkerung Polens, die die größte Europas repräsentierte, ein Drittel des palästinensischen Nationaleinkommens. Sicherlich wird der neue Staat anfängliche Krisen zu überwinden haben, einerseits durch die Absorbierung noch nicht absehbarer Menschenmassen und andernteils durch Kriegsschäden. Auch diesmal sehen verantwortliche jüdische Staatsmänner ihrer raschen Überwindung jedoch optimistisch entgegen.

Schwierige strategische Lage

Strategisch ist der Staat Israel von einer Bedeutung, die im krassen Gegensatz zu seinen geringen territorialen Ausmaßen steht. Das ungeteilte Land erstreckt sich nur über 10 460 Quadratmeilen, rund 1300 weniger als Belgien. Wichtige Ölleitungen münden in Haifa. Palästina bildet auch die Flanke zur Suezposition. Militärisch ist es von unfreundlichen Nachbarn, die umworbene Ölstaaten sind, eingekreist. Psychologisch kommt hinzu, daß die landfremde, aber allmächtige arabische Herrscherschicht im Jischuv unversöhnlich einen Todfeind erblickt, der als fortschrittliche Avantgarde den gesamten Mittleren Orient emanzipieren und damit ihre feudalistische Macht brechen könnte.

Solche schwierige Lage setzt eine erstklassige Verteidigung lebenswichtig voraus, um so mehr, als die Araber diese Sprache allein verstehen. Seit jeher wurde eine jüdische Siedlung nur dann respektiert und schließlich in Ruhe gelassen, wenn sie ihre Widerstandsfähigkeit bewiesen hatte — ein Beweis, den arabische Nachbarn grundsätzlich herausforderten.

Hintergrund des Terrors

Des Jischuvs einzige anerkannte und bisher von der Jewish Agency kontrollierte Armee ist die Haganah. Nur böswillige oder uninformierte Quellen identifizierten Haganah mit der Sterngruppe oder Irgun Zvai Leumi, zwei Terrorbanden. Letztere ist revisionistisch und wurde von der anglo-amerikanischen Untersuchungskommission auf 3000 bis 5000 Mann geschätzt. Erstere splittete sich bei Kriegsbeginn von Irgun ab, als er im höheren Interesse einer Bekämpfung Hitlers Waffenstillstand proklamierte. Gleichfalls nach einer Schätzung der anglo-amerikanischen Kommission besteht die Sterngruppe aus 200 bis 300 Mitgliedern, deren Fanatismus allerdings ihre Zahl multipliziert.

Zweifellos haben diese beiden Terrorgruppen der jüdischen Sache und dem jüdischen Ansehen in der ganzen Welt geschadet. Dennoch lehnte die Jewish Agency ihre Auslieferung an britische Mandatsbehörden ab — bei schärfster moralischer Verurteilung der Terroristen. Diese Haltung ist nicht so widerspruchsvoll, wie sie vielleicht im ersten Augenblick erscheinen mag. Jüdischer

Terror war eine Folgeerscheinung des arabischen. Durch ständige Beunruhigung Palästinas gegenüber einer auch von Peel und allen anderen Kommissionen anerkannten vorbildlichen Selbstdisziplin der Juden hatten die Araber ihre Ziele durchgesetzt. 1939 beschränkte das unglückselige Weißbuch die jüdische Einwanderung der kommenden fünf Jahre auf 55 000. Danach sollte sie ohne arabische Zustimmung überhaupt aufhören. Auch der Bodenverkauf an Juden wurde auf ein Minimum beschränkt, ja, in der flächenmäßig größten Zone (Dreizoneneinteilung) vollkommen verboten. Eben dieses Weißbuch wurde vom Völkerbund als illegal bezeichnet und von maßgebenden britischen Politikern, darunter Winston Churchill, Sir Archibald Sinclair, Major Attlee, Herbert Morrison, Minister Philip J. Noël-Baker, Feldmarschall Smuts und praktisch sämtlichen Arbeiterabgeordneten als schamloser Bruch englischer Verpflichtungen — vertraglicher und moralischer — verurteilt. Dennoch kämpfte der Jischuv auf alliierter Seite. Die Freiwilligenmeldungen der Juden Palästinas waren relativ größer als die in der ganzen Welt, während von arabischer Seite teils offene Feindseligkeit, teils übelwollende Indifferenz vorherrschte*).

Auf Grund der Einwanderungsbeschränkungen konnten während des ganzen Krieges, legal und illegal, nur 60 000 Menschen nach Palästina gerettet werden. Die hundertfache Zahl, der keine Tore offenstanden, wurde in Europa, das europäische Rußland miteingeschlossen, umgebracht.

Nach dem Kriege vergaß die nunmehr zur Macht gekommene britische Arbeiterpartei ihre feierlichen Versprechungen und Resolutionen und hielt bis auf eine ganz unwesentliche Modifizierung an der Weißbuchpolitik starr fest. Das war die Situation, in der wenige tausend Juden Palästinas keinen anderen Ausweg mehr als den arabischerseits so erfolgreich angewandten Terror sahen. Jewish Agency und Haganah verdamnten ihn als unwürdige, illegale Kampf-methode, verurteilten aber genau so scharf die fortgesetzte illegale Weißbuch-politik. Mit den Ausführungsorganen dieser Politik lehnte sie jede Zusammen-arbeit ab. So begann ein innerer Zweifrontenkrieg. Haganah widersetzte sich den Mandatsbehörden, soweit es sich um Einwanderungsfragen handelte, und kämpfte gleichzeitig gegen die beiden Terrorgruppen. Im britischen Parlament und in der Londoner Presse sind immer wieder die Taten von Haganah-Mitgliedern gepriesen worden, deren todesmutiger Heroismus englisches Eigentum und Leben schützte. Haganah selbst war britischerseits oft herangezogen worden, so zu besonderen Kriegsaufgaben, blieb aber dennoch illegal. Jede Rettungs-aktion sogar im englischen Interesse mußte daher so stillschweigend wie möglich geschehen, um Bestrafungen, Beschlagnahme von Waffen usw. zu vermeiden.

Haganah — die jüdische Armee

Nach der nunmehr erfolgten Ausrufung des Staates wird es nicht schwer sein, die allgemein unpopulären Terrorverbände unter Haganah-Kontrolle zu bringen. Associated Press schätzt die Haganah auf 50 000 Mann. Die anglo-amerikanische Kommission nannte höhere Ziffern: eine stehende Formation von rund 40 000 aus Siedlern und Städtern, eine bewegliche Feldarmee, deren Kern

*) In der jüdischen Brigade, der die Engländer keine unbegrenzten Entfaltungsmöglichkeiten boten, kämpften 20 000 palästinensische Juden.

die jüdische Siedlungspolizei bildet, aus 16 000 und die hochmobilierte Palmach als aktivste Formation. Sie hat eine Friedensstärke von 2000.

Palmach ist eine englische Erfindung. Gleich General Wingate, dem großen Zionistenfreund, fanden sich auch andere britische Offiziere, die Juden Palästinas, während der deutschen Überrennungsgefahr, als Anti-Invasion und vor allem als Guerilla-, Elitenachrichten- und Verbindungstruppe ausbildeten. Ihr Name war und ist Palmach.

Für gründliche Ausbildung der Haganah wurde Sorge getragen. So sind beispielsweise alle 17- und 18jährigen Schüler zur einjährigen nationalen Dienstleistung rekrutiert worden. Die jüdische Armee ist gut bewaffnet. Jedoch fehlt es ihr bisher an ausreichenden Flugzeugen und einer nennenswerten Kriegsmarine. Praktisch steht heute wie in allen Krisenjahren der gesamte Jischuv unter Haganah-Disziplin. Verstärkungen werden vor allem dem arbeitenden Palästina aus den verschiedenen Ländern der Welt zuströmen. Vom europäischen Kontinent her rechnet man allein mit einer Sofortnachfrage von 250 000. In den mohammedanischen Ländern leben 930 000 Juden, die durch die letzten Entwicklungen zum größeren Teil gleichfalls potentielle Einwanderer sind. Für das überlebende europäische Judentum gibt es kaum eine andere Lösung. Amerikas Tore bleiben bis auf einen winzigen Türschlitz geschlossen. Deutschland betrachten die meisten Juden als Friedhof ihrer Angehörigen, auf dem man nicht leben kann. In vielen Staaten des Ostens sind trotz guten Willens der Regierungen Antisemitismus und sogar gelegentliche Pogrome nicht ausgeschaltet. Zahlreiche Juden fühlen sich schließlich unter den gegenwärtigen Regimen nicht wohl und wünschen ihr Leben nach den ideologischen Prinzipien wiederaufzubauen, die auch in Palästina Gültigkeit haben.

Raumfrage kein Problem

Seit der jüdischen Einwanderung ist aus Palästinas Wüste ein blühender Garten geworden, der heute schon 750 000 Juden Leben, Arbeit und Brot bietet — erkaufte mit Blut und Schweiß ihrer Brüder, die aus Malariasümpfen fruchtbare Felder machten. Das vielbesprochene Hyes-Bewässerungssystem allein wird die Kultivierbarmachung weiterer 600 000 Morgen ermöglichen. So brauchen die heimkehrenden Söhne und Töchter Israels keine Sorge um Lebensraum zu haben, der ihnen anderswo bisher nur vergönt wurde.

Wie jedes demokratische Land besitzt Israel ein ausgedehntes Schulsystem, es hat seine Universität, seine Technische und Landwirtschaftliche Hochschule und seine Kunstakademie. Eine geringe Zahl Analphabeten gibt es nur unter älteren Einwanderern, vor allem aus Jemen, wo ihnen keine Bildungsmöglichkeit gewährt wird. 90 Prozent der Männer sind aber lese- und schreibkundig. Eine hebräische Kultur mit Theatern, reicher werdender Literatur und einer Musik, die zwischen modernen und traditionellen Formen Synthesen sucht, verspricht durch noch großzügigere Unterstützung neue Fortschritte.

Jvritih, das modernisierte Hebräisch, wird von den älteren Einwanderern nur mangelhaft gesprochen. Unter der Jugend ist es jedoch die alleinige Umgangssprache. Innerhalb einer Generation dürfte bereits der sprachlich-nationale Verschmelzungsprozeß vollendet sein.

Weizmann — lebendes Symbol des Friedens und der Toleranz

In der Diaspora hatten die Juden unter Intoleranz anderer Völker zu leiden. Sie wollen daher der Welt ein Beispiel an Toleranz bieten. Der eben erst gegründete, gegen die arabische Welt kämpfende Staat hat spontan die innerhalb seiner Grenzen lebenden Araber eingeladen, an der Regierung teilzunehmen und ins Parlament Vertreter zu entsenden.

Für Fortführung einer solchen humanitären Linie bietet die Wahl des größten zionistischen Führers nach Herzl, Dr. Chaim Weizmanns, zum Staatspräsidenten volle Gewähr. Weizmann, dessen Erfindung eines Acetonprozesses den ersten Weltkrieg wesentlich abkürzte und der sich freundschaftlicher Verehrung General Smuts', Churdbills und Lloyd Georges' erfreute, ist heute wohl der international angesehenste lebende Jude.

Er und seine nicht weniger idealistischen Mitarbeiter wollen dem Staat Israel ein Gesicht verleihen, das die kritischen Blicke der Welt nicht zu scheuen braucht.

(Ein Artikel über die arabische Seite der Palästina-Frage erscheint im Juliheft.)

„Gesänge aus der Stadt des Todes“

Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlages drucken wir drei Gedichte aus Hermann Adlers Gedichtzyklus „Gesänge aus der Stadt des Todes“ (Zürich, Verlag Oprecht) hier ab. Hermann Adler lebte in Wilna und ist nur durch ein Wunder den Mördern entgangen. Diese Gedichte sind wohl das Stärkste und Erschütterndste, was von jüdischer Seite von den verruchten, alle Vorstellungskraft übersteigenden Verfolgungen der Juden durch Hitler und seine Henker ausgesagt worden ist. Es sind Anklagen, gegen die es kein Wort der Verteidigung gibt. Es sind Aufschreie aus tiefster Not und zu gleicher Zeit Worte voll menschlicher Würde, die an die Klagen und Verkündigungen der Propheten des Alten Testaments gemahnen mit ihrer aufrüttelnden Kraft und dem Wissen um alle menschliche Greulichkeit und Sünde und der schweren Forderung, sich unter das Gebot des ewigen Gottes zu beugen, auch wenn das Grauen über das Geschehen den Gehorsam und das Verstehen als jenseits der menschlichen Möglichkeit erscheinen läßt. R. P.

„... Blut schreit zum Himmel!“

... Dem, der morgen lebt, dem Schwachen
selbst, gibt Kraft, wenn er einst redet;
denn Millionen sind getötet,
siehe: Und die Mörder lachen!

Gott, gib mir die Kraft, zu sprechen!
Sollte ich dann übertreiben,
wollt' ich nicht am Leben bleiben,
denn zu groß wär' mein Verbrechen!

Strafe mich, wenn falsch ich zeuge
über Leiden von Millionen;
doch: Du mögest mich verschonen,
wenn ich Schrecklichstes — verschweige!

„... Unser Vater, unser König, lösche unsre Schuld!“

Tausende steh'n auf dem Richtplatz, und dort gibt es kein Entweichen.
Aufgestapelt in den Gräben, liegen Leichen hoch auf Leichen.
Heute wird kein Schofar blasen; keiner steht im Sterbenskleide,
andachtsvoll des Tod's gedenkend — und Versöhnungstag ist heute!

Tausende steh'n hier und graben, von den Drähten dicht umschlossen,
wo sie tot zu liegen haben, und dann werden sie erschossen.
Jemand brüllt: „Ihr werdet, Henker, selber einst der Henker Beute ...
Gott, vergib mir, daß ich fluche — und Versöhnungstag ist heute ...

Heute ist Jom Kippur, Brüder! Keiner wird ihn überleben!
Gott und Menschen mögen wieder, wenn wir schuldig sind, vergeben,
wie wir andren auch vergaben.“ Lange offen liegt der breite
frischgestoch'ne Leichengraben — und Versöhnungstag ist heute!

„... Friede mit euch!“

Gott, Du hast Menschen verschieden gestaltet. Hoch setztest Du Schranken,
um uns zu trennen; nicht leicht läßt Du verbunden uns sein!
Wenn wir auf Höhen des Machtkampfs die Brüder nach unten nicht zerren,
hassend den eigenen Haß, endlich zu lieben versteh'n,
löscht Du die Hölle und schüttest Du Seligkeit hier schon auf Erden,
und das Zerwürfnis zerbricht wie einst in Babel der Turm!

Lange schon leiden die Völker Europas! Den Ländern der Erde
knüpf' aus ~~gemeinsamem~~ Leid bald schon das bindende Band;
lehre die Völker Gemeinsames ehren und Trennendes achten,
so, wie Du Sichelmond liebst, Kreuz und den jüdischen Stern!
Hart trennst Du Mütter von Kindern und Frauen von Männern — daß morgen
wieder die Menschheit begreift, wie sie zusammengehört!

Heimkehr der Kriegsgefangenen aus England

Die Psychologie der deutschen Kriegsgefangenen in England (und anderswo) war nicht ganz so simpel, wie es von außen und im Licht der allgemeinen Gefangenenspsychologie scheinen konnte. Es gab nämlich nicht „den“ Kriegsgefangenen, dem, nachdem er seine Pflicht als Soldat getan hatte, das Los der Gefangenschaft auferlegt war. Ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz hat das Entkommen aus der Nazi-Armee und aus einem Krieg, den sie nicht guthießen, logischerweise als eine Art von Befreiung angesehen. Sie hatten nur den Gefangenenmeister gewechselt. Deshalb waren sie bereit, sich mit dem bisherigen „Feind“ auseinanderzusetzen und zu verstehen, von ihm zu lernen und durch kooperative Arbeit sich ihm nützlich zu erweisen. Sie stellten hohe Anforderungen an sich selbst und an das Land und Volk ihrer Gefangenschaft. Politisch wurden sie nun als A-Leute qualifiziert und früher als die anderen nach Hause geschickt. (Immer wieder hörte man Klagen, daß unter diesen Bevorzugten zuviele . . . Nazis gewesen seien, die vor den politischen Prüfern ihre Rolle zu spielen wußten.)

Die zweite, wahrscheinlich beträchtlichere Kategorie — die C-Leute — bestand aus den meist jungen Leuten, die das Produkt der Nazierziehung und daher mehr oder minder Hitleranhänger waren. Sie brauchten eine harte Schule der Um-erziehung und straffe Disziplin in den Lagern. Bevor sie im Lauf des ersten Nachkriegsjahres in gesonderten Lagern untergebracht wurden, waren sie ein schweres Problem nicht nur für die Lagerleitung, sondern auch für ihre Kameraden. Sie drückten durch ihre Gedankenlosigkeit auf das intellektuelle und durch ihre mindestens passive Widerspenstigkeit auf das seelische Niveau der Lager. Viele von ihnen haben umgelernt, darunter wahrscheinlich nicht wenige nur zum Schein und bis zu ihrer Rücksendung. Sie werden zu Hause eine noch größere Gefahr sein als in den Lagern.

Hinter diesen beiden Minoritäten, die zusammen eher weniger als mehr denn die Hälfte der Gesamtzahl ausgemacht haben mögen, stand die nicht fest umschriebene und schwer zu umschreibende Hälfte derer, die man vor dem Krieg die Mitläufer genannt und denen der Krieg ihr vorher so bequemes Mitlaufen sehr sauer gemacht hat. Für sie galt der Krieg als die erste Falle und die Gefangenschaft als die zweite, in die sie gelaufen waren. Das waren, nach der politischen Prüfung, die B-Leute, in ihrer Mehrzahl Angehörige des deutschen Mittelstandes: Bauern, Handwerker, Kaufleute und Arbeiter, die als Ganzes zu nehmen wahrscheinlich ein Fehler der englischen Rücksendungspolitik gewesen ist. Man hätte die Älteren und insbesondere die Familienväter früher ihren Familien zurückgeben müssen — ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt der Gefangenschaft, der innerhalb der drei Kategorien für den Termin der Rücksendung maßgebend war.

Es ist nur natürlich, daß in dieser großen Gruppe kaum daran gedacht wurde, daß sie die Gefangenschaft vor dem Schlimmeren der Kriegs- und Nachkriegszeit

bewahrt hat. Die Sorge um Frau und Kinder zehrte an ihnen, und desto mehr, je verzweifelter die Briefe aus Deutschland wurden. Manchen gelang es, sich durch Beschäftigung im Lager neben der Tagesarbeit abzulenken; die Bastler, Lerner und Leser konnten gewissermaßen eine Isolierschicht um sich herum bilden, die sie auch gegen die ewig gleichen Klagen der anderen, denen sie nicht helfen konnten, schützten. Die Mehrzahl aber in dieser, wie erst recht in der C-Gruppe, „ließ“ sich unterhalten, „ließ“ sich zur und von der Arbeit führen, „ließ“ sich nähren und kleiden, das heißt „ließ“ sich gehen. Das ist die Tragödie, nicht ganz frei von komischen Begleiterscheinungen, und die Gefahr jeder Gefangenschaft.

Hier hatte die Lagerleitung einzusetzen, die englische und die deutsche. Die Lager bestanden nach einer allmählich durchgeführten Verteilung gemäß dem Bedarf der Umgebung an Arbeitskräften aus durchschnittlich 1500 Gefangenen. Der Kommandant, meistens ein aktiver oder reaktiver Oberstleutnant, und seine Offiziere sprachen nicht deutsch, ausgenommen der „IO“ (Interpreter Officer), der oft nur ein Stabssergeant war — aber gerade diese Stabssergeanten, fast ausnahmslos Flüchtlinge vom Kontinent, die im englischen Pionierkorps, einer Arbeitertruppe, gedient hatten, bewährten sich in ihrer Mehrzahl außerordentlich. Rachegefühle, die ja nur natürlich gewesen waren, habe ich in keinem einzigen Fall festgestellt. Für die Lageroffiziere aber blieb der einzelne Gefangene mit seinen individuellen Nöten anonym, wenn er nicht gerade der Schreiber oder Bursche eines Offiziers war, und Kreatur eines Massenschicksals. So manchen Lagerkommandanten habe ich das beklagen hören. Andere wiederum, besonders die Nichts-als-Offiziere fanden es so richtig. Das durchschnittliche Urteil der Gefangenen über ihre Offiziere lautete: „Menschlich, aber kühl.“ Das entspricht der Wesensart der Engländer, die man mit einem kaum übersetzbaren Wort „detached“ (Gegensatz: attached, attachiert) nennt.

Unter solchem Militärkommando war den Lagern ein allerdings stark variierendes Maß von Selbstverwaltung gegeben, dessen Repräsentant vor allem der sogenannte Lagerführer oder Lagersprecher und sein Stellvertreter sowie der Unterrichtsleiter nebst seinem Stellvertreter waren. Dieser deutsche „Stab“, zu dem auch die Barackenältesten gehörten, die gewählt wurden, hat sich mit nur wenigen mir bekanntgewordenen Ausnahmen sehr bewährt. Meine Erfahrung geht dahin, daß ein Lager desto besser funktionierte, sowohl was seine innere Verfassung als auch was die Arbeitsleistung betraf, je mehr Rechte der Selbstverwaltung und Selbstbestimmung ihm gegeben waren und je mehr sich der Lagerführer darauf konzentrierte und darauf verstand, aus einem Militärlager eine nicht nur zivile, sondern auch zivilisierte Körperschaft, eine im Bewußtsein der Mehrzahl verankerte Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft zu machen. Hier bewährten sich, unter richtiger Anleitung und Anfeuerung, die deutsche Neigung und das deutsche Talent zur Selbstverwaltung, die im letzten Jahrtausend Gediegeneres und Bleibenderes geschaffen haben als alle Reichs- und Staatsregierungen zusammen.

In diesem „Gemeinwesen“ spielte natürlich der Unterrichtsleiter mit seinem Stab von Lehr- und künstlerischen Kräften eine besondere Rolle. In den meisten Lagern wurde viel gelesen, gelernt, studiert, debattiert, Theater und Musik gespielt. Ich habe eine ganze Reihe kleiner Streichorchester gehört (mit manchmal

selbstverfertigten Instrumenten!), die sich wirklich hören lassen konnten und auch nicht selten Publikum aus den benachbarten Höfen oder Dörfern anzogen. Der Unterricht, für den auch Sonderlager errichtet waren, verdiente eine gesonderte Behandlung. Er hat so manchen jungen Mann auf einen neuen Lebensweg oder auf dem alten weiter geführt. Und was die Bühne anlangt, so wurde von der „Spanischen Fliege“ bis zu „Faust“ fast jede theatralische Möglichkeit erschöpft. (Mein Gruß, so er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, dem Lagerkoch, der zugleich „Theaterintendant“ war und gerade das vierte oder fünfte Stück aus der eigenen Feder einstudierte!) Natürlich hatte jedes Lager seine eigene Theaterzeitung die — bei technischen Hilfsmitteln, die manchmal an die Zeiten vor Dürer und manchmal sogar an die vor . . . Gutenberg erinnerten — nicht selten graphisch ingeniös waren. (Wiederum mein Gruß jenem blutjungen Studenten der Philologie, der sich über Nacht, ohne vorher je gezeichnet zu haben, als ein kleiner Zauberer in Landschaftsaquarellen entpuppte!) So mancher hat auch hier neue Talente und Neigungen und somit auch neue Möglichkeiten für sein ferneres Leben entdeckt. Endlich ist es kaum nötig hinzuzufügen, daß der Sport in den Lagern eine große Rolle spielte — auch in den Lagerzeitungen.

In dieses geistige Lagerleben, dessen Grundlagen die qualitativ und quantitativ nicht immer befriedigenden Bibliotheken waren (YMCA, der Weltbund Christlicher Junger Männer, hat sich um sie außerordentliche Verdienste erworben), traten die deutschen und englischen „lecturers“, deren ich selbst einer war. Ich bekenne, daß ich, dessen Vorleben an publizistischer und rednerischer Tätigkeit nicht eben arm gewesen ist, keine mehr geliebt habe als diese, ob ich nun vor Nazis oder bereits „Ungleichgeschalteten“, vor Mannschaften, Offizieren oder Generälen zu reden hatte. (Noch einmal mein Gruß jenem jungen „Offiziersburschen“ im Lager der Generäle, dem ich bestätigen konnte, daß er der beste „Fragesteller“ in der Diskussion unter all den Zehntausenden war, vor denen ich sprach.) Meist war das den Vorträgen folgende „gemütliche Beisammensein“ mit einem kleinen Kreis noch schöner und durch das Frage- und Antwortspiel ersprißlicher als der Vortrag selbst. Was ich den Leuten zu geben versuchte (und da ich nie andere Vorträge zu hören Gelegenheit hatte, kann ich nur über mich selbst sprechen), war neben der Belehrung über historische und kulturelle Zusammenhänge die Gelegenheit, ihre Muttersprache in der besten, im Bereich meiner Fähigkeit liegenden, Form zu hören. Das war nicht nur Pädagogie, gerichtet gegen den Mißbrauch und die Verderbnis der deutschen Sprache (und somit des deutschen Denkens) in der Nazizeit, sondern es enthielt auch die Möglichkeit, ihnen etwas Heimatliches darzubieten — und viele waren, wie ich weiß, dafür dankbar. Um einen Begriff von der Thematik zu geben, setze ich vielleicht am besten meine wichtigsten Themen hierher: „Was ich in meinem Dorf gelernt habe“ (über den kleinen Mann und über Selbstverwaltung), „Potsdam und Weimar“ (handelnd vom großen Mann und von der Entstehung der beiden Begriffe im 18. Jahrhundert), „Freiherr vom Stein, der deutsche Reformator“, „Das deutsche Volk im Spiegel seiner Bühne“, „Deutsche Geschichtsmynthen“, „Ein Besuch im englischen Parlament“ und, in Repatriierungslagern, „Gefangenschaft und Freiheit — Das deutsche Problem“.

Als groteskes Beispiel dafür, welcher Überraschungen man in der Diskussion gewärtig sein mußte, will ich die Äußerung eines jungen Burschen aus Pommern

nach meinem Vortrag über „Potsdam und Weimar“ zitieren. „Mein Führer“, sagte er sehr gelassen, „ist Jesus, aber Goethe war ein H. . . . bock“. Woraus sich ein, wie man sich unschwer vorstellen kann, nicht ganz unlustiger, aber doch ernste Probleme des religiösen und kulturellen Lebens berührender Gedankenaustausch entwickelte, an dem sich von zweihundert Zuhörern immerhin ein kleines Dutzend beteiligte. Was mich am meisten überraschte und freute, war das große Interesse, das das Thema über die deutsche Bühne bei allen Zuhörerschaften fand. Die meisten Gefangenen sahen sich vor ihnen unbekannte Aspekte der deutschen gestigen Entwicklung gestellt und überhäuften mich nicht selten mit Fragen. (Mein letzter Gruß dem kleinen Nebenlager, dessen 32 Insassen an einem Sonntagvormittag bis auf den letzten Mann erschienen waren und mich mehr als zwei Stunden mit Fragen nach dem Vortrag festhielten.)

Das Thema der Kriegsgefangenschaft ist randlos, der Raum dieser Zeitschrift dagegen nicht. Drum sei es mir verstattet, vieles, das noch erwähnenswert wäre, aber zu problematisch ist, um im Rahmen dieses Aufsatzes behandelt zu werden, zu unterdrücken, um zu dem für die Zukunft wichtigsten Problem zu kommen, zu dem Thema nämlich: Die deutschen Kriegsgefangenen und das englische Volk.

Man sagt nicht zuviel mit der Feststellung, daß von 1946 an in England eine Art von Volksbewegung entstanden ist, die von der (nicht sonderlich willigen) englischen Regierung eine beschleunigte Entlassung forderte und es schließlich durchsetzte, daß die Termine für die Entlassung alsbald bekanntgegeben wurden. Dem Volkswillen folgte das Parlament (nicht umgekehrt!), und er war es, der die Absichten des auf Arbeitskräfte versessenen Kabinetts durchkreuzte. Die Quäker und andere freikirchliche Bewegungen, auch einige Bischöfe der Staatskirche, sowie liberale und humanitäre Organisationen brachten die Bewegung in Gang — aber ihr Träger war das, was einer auch sonst gegen es auf dem Herzen haben mag, innerlich und im Staatsinnern souveränste Volk der Welt, das englisch!

Und kaum war den Gefangenen gegen Ende 1946 der „Ausgang“ erlaubt, öffneten sich ihnen fast überall (es gab einige schwer erklärbare regionale Ausnahmen, für die gewisse Akte einzelner Gefangenen mitverantwortlich gewesen sein mögen) gastliche englische Häuser nach Tausenden und Abertausenden. Für einen Angehörigen der Mittel- und Arbeiterklasse in der Nähe von Lagern gehörte es geradezu zum guten Ton, „seinen“ Kriegsgefangenen — oft genug war es auch ein Plural — zu haben, den man bewirtete und in den Kreis der engeren Familie hineinzog, an dessen Angehörigen in Deutschland man, je nach der individuellen Möglichkeit, Pakete schickte und dem man auch nicht selten Gelegenheit zu zusätzlicher und zusätzlich bezahlter Arbeit in Haus und Garten gab. Einmal fand ich in einem Nebenlager von zweihundert Mann eine Zuhörerschaft in einer in die Augen springenden Trauerstimmung vor. Bevor ich zu sprechen begann, konnte ich die Frage nicht unterdrücken: „Was ist denn los mit euch? Ist wer gestorben?“ Da hörte ich, es sei ihnen gerade bekannt geworden, daß ihr Lager aufgelöst werde, und jeder von ihnen verliere mindestens ein Haus, manche zwei oder drei, und ebensoviele Freunde und alle — 200 an der Zahl! — eine zweite Heimat! Dieses eine Beispiel, das aber für viele steht, möge genügen. Und man muß, wiederum vieles auslassend, fragen, wie im Parlament gefragt zu werden pflegt: Was gedenkt die englische Regierung und

die Besatzungsbehörde zu tun, um die Tausenden von Freundschaften, die da entstanden sind, nicht verblassen und untergehen zu lassen? Denn sie stellen ein Kapital an Verständigungsmöglichkeit dar, das einzigartig und unersetzlich ist, und das zu verschwenden sich keines der beiden Völker leisten kann. Zum erstenmal in der Geschichte waren so viele Deutsche solange in England und in so engem Connex mit dem englischen Volk. Sollte es nicht möglich sein, aus einem Krieg, statt der den Menschen künstlich nahegelegten „Erbfeindschaft“, auch einmal eine so naheliegende „Erbfreundschaft“ herauszuentwickeln?

Man muß feststellen, daß es die Gefangenen nicht leicht hatten, sich dem englischen Volk mitzuteilen und vertraut zu machen. Es galt für sie drei Hindernisse zu überwinden: das der Sprache, das der Erinnerungen an die Nazigreuel und die Kriegsgreuel und endlich dasjenige, das in der angeborenen Kühle und Einsilbigkeit des englischen Volks gegeben war. Sie wurden zu einem erstaunlich und erfreulich großen Teil überwunden. Wie, das möchte ich mit den Worten sagen, die ich in meinem Vortrag an zurückkehrende Gefangene zu gebrauchen pflegte: „Ihr seid als gefangene deutsche Soldaten in dieses Land gekommen und verlaßt es nun als deutsche Bürger. Denn ihr habt hier die besten deutschen Bürgertugenden gezeigt und durch Fleiß und Disziplin, durch euer Wissen und Können sowie durch euer menschliches Wesen viele Vorurteile gegen den deutschen Menschen unter den Engländern zerstreut; es ist euch gelungen, Mißtrauen und Ablehnung in Sympathie und Anerkennung, ja, sogar in Liebe und Bewunderung zu verwandeln. Ihr habt als ein Ganzes das Recht und fast sogar die Pflicht, stolz auf diese eure Gemeinschaftsleistung zu sein: nie vorher seit den mittelalterlichen Tagen der deutschen Hanse hat euer Volk bessere und erfolgreichere Repräsentanten seiner Art in diesem Lande gehabt, als ihr es wart, nachdem ihr die euer Wesen verfälschende Nazimaske abgeworfen hattet. Ihr habt hier für Deutschland eine Schlacht gewonnen, eine jener friedlichen Schlachten, die zu gewinnen sich lohnt für beide Teile, und ihr habt durch diesen Sieg einen Akt der Selbstbehauptung und sogar Selbstbefreiung in der Gefangenschaft vollzogen.“

Das war ein Appell an alle und ein Lob für alle. In Wirklichkeit aber galten sie nur einer — wie ich freilich hoffe — nicht kleinen Schicht unter den Gefangenen, jener Schicht der Belehrbaren und Aufgeklärten, die in jedem Volk berufen sind, seine Entwicklung und sein Schicksal zu bestimmen. Nicht einzelne und nicht Cliquen sind dazu berufen, wie es die Feudalherren und erst recht die Nazis wahrhaben wollten, sondern die Besten aus allen Schichten und Klassen. Das ist der wahre Sinn des Wortes, das ich in meinen Vorträgen nach Möglichkeit vermieden habe, weil es durch zu vielen Gebrauch und Mißbrauch geschichts- und gesichtslos geworden ist: der Demokratie! Ich habe die leise Hoffnung, daß sich unter den Kriegsgefangenen eine Anzahl von Männern finden werden, die dem verantwortungsvollen Amt der Beratung und Beeinflussung nicht nur des deutschen Volkes, sondern auch der Besatzungsmächte gewachsen sind.

Man hat sie in England lange, allzu lange festgehalten. Aber man hat auch auf vielen Wegen und Umwegen versucht, sie für eine neue Freiheit vorzubereiten, für eine Freiheit bürgerlicher Verantwortung in einer werdenden deutschen und europäischen neuen Ordnung. Daraus habe ich, wenn ich mich nochmals selbst

zitieren darf, in meinem Abschieds-Vortrag diesen Schluß gezogen: „Wenn ich euch eine Überzeugung auf euren Weg in die Heimat mitgeben möchte, so ist es die, daß das deutsche Schicksal im letzten Ende und, wie ich hoffe, zuguterletzt nicht von irgendeiner fremden Macht, heiße sie, wie sie wolle, entschieden werden wird, sondern durch das deutsche Volk selbst, also auch durch jeden einzelnen unter euch.“

Das Vorstehende war bereits geschrieben, als ich in der weitverbreiteten liberalen Londoner Zeitung „News Chronicle“, deren Eintreten für die Sache der Kriegsgefangenen übrigens seit Jahren vorbildlich war, den folgenden Brief des Direktors des „National Peace Council“ fand, den ich aus mehr als einem Grund in wörtlicher Übersetzung folgen lasse:

„Bald werden alle deutschen Kriegsgefangenen zurück in Deutschland sein. Vieles, das sie geliebt haben, ist nicht mehr, und die Anpassung an das neue Leben wird ihnen schwer fallen. — Dürfen wir Ihren Lesern ans Herz legen, alle Freundschaften, die sie geschlossen haben, lebendig und aktiv zu erhalten und dem durch ein Paket von Zeit zu Zeit praktischen Ausdruck zu geben? Die Welt braucht dringendst positives menschliches Aktivsein, um dauernden Frieden herzustellen.“

Ich würde diesen Brief nicht zitieren, wenn ich nicht ähnliche seit Wochen gelesen hätte. Ich sehe in ihnen gute Trümpfe in einem scheinbar kleinen Spiel um einen wirklich großen Einsatz: eine deutsch-englische Annäherung und Verständigung. Ich glaube, diese Zeilen nicht besser schließen zu können als mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß die Kriegsgefangenen in Deutschland trotz aller Enttäuschungen, an denen der Zustand der Gefangenschaft nie arm ist, ihre guten Erfahrungen in dieses wahrhafte „fair play“ einsetzen. Dann, und nur dann, sind sie nicht vergeblich in England gewesen.

Gottes Plan

Der Weg liegt vor mir schmal und ohne Wende,
 die dunklen Tannen stehen wie im Traum,
 die Nacht steigt auf — im blaugewölbten Raum
 weitaufgeschlagen, ohn' Beginn und Ende
 erschließt sich mir das Bilderbuch der Ferne,
 so schön gefügt sind sie, die vielen Sterne,
 als sei es nur ein Spiel für mich zu lesen,
 was einmal sein wird — und was je gewesen:
 solange' ich las, ich fand nur immer dich!
 Und ich ersah, was Gott so streng für mich
 geplant, und was er fordernd von mir will —
 und sah den Weg zu dir vom Glanz der Sphären
 erhellt, und stand beseligt horchend still,
 bevor ich ging, in jedem Schritt Gewähren,
 als müßte sich dein Bild in mir verklären.

Lily Gädke

Der geistige Mensch

Geistiges Volk setzt geistige Menschen voraus. Geistige Menschen haben geistige Anlagen zur Voraussetzung. Aus Material, das keine Form annimmt, kann der beste Bildner keine Statue formen, und wo die Anlage zum Geistigen fehlt, ist jedes menschliche Mühen um geistige Formung erfolglos. Anlage ist allerdings nur Voraussetzung, nicht Erfüllung. Anlage ist auch nicht von ungefähr, sondern aus Ahnenerbe. Aus Generationen von Schwachköpfen pflügt kein Genie zu wachsen, und bei Familien und Sippen, auf denen auf beiden Elternseiten gesunde geistige Kräfte durch generationenlange Selbstaulese und rechte Gattenwahl gewachsen sind, ist Ausfall am geistigen Erbgut nicht wahrscheinlich, wenn auch aus bestimmten biologischen Ursachen nicht völlig ausgeschlossen.

Wir müssen uns klar darüber sein: würde kein Nachwuchs mit geistiger Kraftanlage geboren oder würde er seltener, dann müßten die geistigen Züge im Gesichte eines Volkes schwinden.

Hier ist auch die biologische Wurzel der Lehre Spenglers. Er hat diese Wurzel nicht gekannt, nicht beachtet oder aus irgendwelchen Gründen nicht anerkannt. Aber es ist gewiß: die Völker pflegen zu blühen und zu sterben, nicht — wie Spengler behauptet — weil die Kulturen etwas Wesenhaftes wären und weil sie daher den Gesetzen des individuellen Lebens und Sterbens in zwangsläufigem Ablaufe unterlägen, sondern ein Volk kann dann nicht mehr Kulturvolk hohen Stils sein, wenn im Nachwuchs die Menschen allzu selten werden oder gar schwinden, die von Natur befähigt sind, Träger großer geistiger Form zu sein. Das kann nach den Gesetzen der geometrischen Reihe in gar nicht vielen Generationen wirklich werden. Man nennt die Erscheinung Gegenauslese, und sie ist auf zivilisatorischen Geburtenverzicht der Auslese und auf Kriege zurückzuführen. Man denke an das plötzliche Erlöschen der hellenischen Hochkultur mit dem Abschluß des peloponnesischen Krieges.

Die Erbgleichheit der Menschen, Gruppen wie Individuen, ist eine Grundkenntnis strenger erbbiologischer Wissenschaft. Die gesetzliche Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ist gewiß eine politisch-humanitäre Forderung; aber tatsächliche Gleichheit ist keine biologische Gegebenheit. Solche Gleichheit war von der Aufklärung behauptet und verteidigt worden als Gegenwehr gegen despotische Willkür. Nur mit der Gleichheitsthese eines Rousseau hatte man die Vorrechte der Gewalthaber erschüttern zu können geglaubt. Alle Unterschiede wurden nur durch unterschiedliches Schicksal erklärt. Man wollte nicht an Erb- und Naturunterschiede glauben, denn damit wären bestimmte Anklagen abgeschwächt worden. Es ist ja doch ungerecht, alle Unterschiede im Lebenserfolge, das Glück des einen und den Niederbruch des anderen auf der Leiter des Erfolges, einseitig als Schuld hinzustellen und die Anlageunterschiede zu übersehen, die ja so ungemein wirkungsvoll für den Lebensgang sind.

Mit falscher Behauptung natürlicher Gleichheit im Sinne Rousseaus ist unendliches Unheil geschehen, ist unsäglich Schaden angerichtet worden. Man sah und sieht noch heute an manchen Stellen die Spannungen zwischen Geist und Ungeist nur als das Ergebnis unterschiedlicher Bildungsgelegenheiten und -maßnahmen, unterschiedlich und ungerecht verteilten Bildungsaufwandes. Gewiß, man war sich wohl klar, daß ein Leibniz, ein Goethe, ein Beethoven nicht durch Bildungsmaßnahmen beliebig oft wiederholt werden können. Der geistige Mensch ist eben geprägte Form, die zwar lebend sich entwickelt, aber eben doch geprägte Form, geprägte Erb- und Naturform! Man sah aber im Blick aufs große Ganze vor allem die Unterschiede im Lebenserfolg der Menschen. Wer höhere Schulen als Wissenschaftsvorschulen besuchte und deren Erfolgszeugnisse vorweisen konnte, der hatte im allgemeinen eine günstigere Daseins- und Lebensform zu erwarten als der Mensch mit einfacher Bildungsausstattung. Und so kam es zu dem schlimmen Kurzschluß: Geist ist abhängig vom Schulbesuch. Schickt möglichst viele, am liebsten das ganze Volk, in die hohen Schulen, und die Seite der sozialen Frage, die auf dem geistigen Spannungsfeld sich abspielt, ist gelöst. Man war bereit, die Forderungen der Standesorganisationen zu erfüllen, die ihren Nachwuchs immer mehr über die Wissenschaftsschulen und deren Abschluß führen sollten. Und siehe da: was an Menge, an Zahlenstärke der Anwärterschaft gewonnen ward, ging nicht selten an innerer geistiger Kraft verloren. Je mehr Hochschulanwärter, desto größer die Beimischung Ungeeigneter! Das ist nachweisbare schulfachmännische Erfahrung. Geist ist eben nicht nur Erziehungswerk. Für den Hilfsschüler wandte man dreimal soviel auf wie für den gesunden, normalen Schüler. Man mühte sich, auch den letzten Hilfsschüler erwerbsfähig zu machen, mit dem Erfolge, daß sie einen Hausstand gründen und reihenweise geistige Schwächlinge in die Welt setzen konnten. Der Sozialbeobachter kennt ganze Dynastien von Hilfsschulbedürftigen. Und da, wo überdurchschnittliches Erbgut vorhanden war, in den Familien geistigen Gepräges, gerade da betrachtete man nur zu oft den Kinderverzicht als die gegebene Sparmaßnahme. Man ließ das zweite, dritte und vierte Kind ungeboren, um einem in die Höhe zu helfen, und das eine landete damals bei dem Massenansturm auf gehobene Bildungsbahn nicht selten vor dem verschlossenen Tor zum Berufsfelde; wenn überhaupt eine Heirat möglich war, dann nur Spätheirat mit Kinderarmut; so kam es in den ausgelesenen Volksschichten zu spärlichen Generationen in langsamer Folge. Die Berufsgruppe der Landarbeiter als nichtausgelesene Gruppe hatte 60 Prozent Geburten über dem Volksdurchschnitt, die Männer der Feder und die Künstler blieben 50 Prozent darunter. Und so wurde das geistige Erbgut der Nation geschwächt, und die Grundlagen seiner geistigen Zukunft wurden erschüttert. Aufstiegswahn — Schwund am überdurchschnittlichen Erbgut — Kultur- und Volkstod, das ist eine Kette von Ursache und Wirkung, die unvermeidbar ist, wenn man nicht auf den Grund der Dinge schaut und Gegenmaßnahmen trifft. An der Begründetheit dieser Befürchtungen zweifelt kein ernsthafter Erbforscher, kein deutscher und auch keiner des Auslands. Die Erblehre des Geistigen ist ja im Wesentlichen vom Engländer Galton begründet, und in Nordamerika hat sie manchen hervorragenden Anwalt gefunden. Und alle sind darin einig, daß es bei fortschreitender Erkenntnis und rechtem Willenseinsatz gelingen müßte, die geistige Zukunft **nicht zu gefährden**.

Ein Volk mit schwindendem oder gar mit aussterbendem geistigem Erbgut hätte versungen und vertan. Wir können die Geistesarbeit nicht entbehren. Was wären alle menschlichen Dinge ohne die Richtschnur wissenschaftlicher Erkenntnisse, vom Haushalt bis zur industriellen Technik, von der Kindererziehung bis zur Menschengestaltung und -führung, von der Heilkunde ganz abgesehen! Aber soll wirklich dem Geistigen und der Forschung nur dem Nutzen zuliebe ein notdürftiges Daseinsrecht zugebilligt werden? Auch ohne diese gröbere, äußerliche Beweisführung hat das Geistige sein Daseinsrecht. Es gibt ja doch außerhalb der geistigen Berufsarbeit, im Kreise der schlichtesten Werkarbeit, Menschen, die an geistigem Gepräge hochstehen, Männer, die es zu künstlerischem Gestalten treibt in Wort und Stoff, Männer und Frauen, die es zum Geistigen drängt, die Opfer dafür bringen, sich den Genuß von Buch und Kunst zu schaffen, während manche Geistesarbeiter von Beruf daran vorbeigehen. Es gibt Angehörige geistiger Berufe, an deren Wiege die Musen vorbeigegangen sind ohne Geschenk, ja ohne freundliche Miene und mit dem Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit. Es gibt ja auch in der geistigen Berufsarbeit Menschen, deren Tun im Grunde mit Geist nicht viel zu tun hat, banausische Tagewerker, Leute, die vielleicht schlüssig zu denken und verständlich sich auszudrücken vermögen, die aber über das „Richtig denken“ nicht hinauskommen, denen das Vermögen fehlt, in Wertbeziehungen zu denken und so aus wertgetragendem, wertbestimmendem Denken heraus, aus urgegebenem sozialem Empfinden, zum starken sittlichen Willenseinsatz zu kommen.

Die Unterscheidung von Geistesarbeitern und Handwerkern ist nicht die von Geistigen und Ungeistigen. Die äußere Tatsache, ob einer seinen Unterhalt vorzugsweise mit Kopfarbeit oder vorzugsweise mit Handarbeit verdient, darf kein Werturteil über den Menschen an sich einschließen. Der sittliche Wert des Menschen bestimmt sich nicht nach der Art seines Tätigkeitsfeldes. Damit ist ein unterschiedlicher volkswirtschaftlicher Wert nicht bestritten. Eine umwälzende Erfindung aus ganz seltener geistiger Kraft fällt viel schwerer in die Waagschale des wirtschaftlichen Erfolges als das schlichte Tagewerk, zu dessen Ausführung Tausende geeignet sind, von denen also weitgehend der eine an die Stelle des anderen treten kann. Die geistige Berufsarbeit hat — steigend mit dem Maße der geforderten Voraussetzungen — steigenden Seltenheitswert: und so lange es menschliche Gemeinschaft gibt, findet der unterschiedliche Seltenheitswert, die größere oder geringere Ersetzbarkeit der einzelnen Kraftträger, Ausdruck in unterschiedlicher Entlohnung. Es wird nicht dazu kommen, daß der beste und geschickteste Bühnenarbeiter wie ein Heldenentor entlohnt wird, um den sich die größten Bühnen reißen, denn der Bühnenhandwerker kann bei aller Anerkennung seiner Leistung schließlich doch leichter ersetzt werden als der Träger ausgesprochenen Seltenheitswertes. Wer anderes für möglich hält, ist ein unfruchtbarer Sozialschwärmer.

Das Geistige ist nichts Geringeres als ein Zug der Grundnatur des Menschen. Forschen, Wissenwollen entspringt dem Urgrunde des menschlichen Wesens. Diesem Urgrunde verdanken wir nicht nur alles das, was wir Fortschritt nennen, wir verdanken ihm mehr: den ganzen inneren Gehalt des Menschenseins.

Erfüllung tiefsten menschlichen Dranges und Sehnsens ist das Regen des Geistes. Gibt es Herrlicheres als die Freuden des erfolgreichen Suchens, des Entdeckens? Kann jemand reineren Jubel erleben als der Forscher, der einem Gesetze auf der Spur ist und der nach mühevолlem Suchen bestätigt findet, was er im Innern geahnt? Erfolg im Forschen ist Erfüllung und Erhebung des Seins. Und was nicht erkannt und gesehen ist, das zu ahnen und zu deuten ist auch ein Grundzug des menschlichen Seins. Hier sind die Wurzeln des Sehnsens nach der Verbundenheit mit dem großen Unerforschlichen. Und weiter gehört zu den Urkräften und dem Urwollen der menschlichen Natur das schöpferische Gestalten, der Wille zum Ausdruck in Wort und Ton und Klang, der Drang und Zwang zum Formgestalten. Älter als jede schriftliche Überlieferung sind die Felswandzeichnungen früher Völker. Erfüllungsfreude am eigenen gestaltenden Ausdruck ist nichts Geringeres als ausgesprochene Daseinserhöhung. Solche Freude ist Born der Kraft. Und wem nicht selbst die Kraft des eigenen Gestaltens gegeben ist, der findet Seinserhebung und -erfüllung im Aufnehmen des künstlerischen Eindrucks, im Ringen um das Verstehen der künstlerischen Gestaltungsabsicht des Schaffenden.

Es gibt keinen geistigen Menschen mit Verantwortungsgefühl, der das Geistige in diesem Sinne leugnen, sein Daseinsrecht bestreiten könnte. Und auch kein Ungeistiger wird es wagen dürfen, Ähnliches zu tun, und wenn er es täte, wäre dieser Ungeist ein Verderber am Besten des menschlichen Seins.

Also hätten diese Ausführungen offene Türen eingerannt, Eulen nach Athen getragen? Nein, denn sonst könnte im Streite um das Recht von Geist und Wissenschaft nicht soviel geredet und geschrieben worden sein, wobei man in diesem Zusammenhange gern von Intellekt und „Intellektualismus“ spricht.

Es ist nötig, in der Frage des Geltungsrechtes des Verstandes eine ganz klare Linie zu ziehen. Kämpfen gegen den Nur-Verstand heißt nicht verzichten auf den Auch-Verstand. Der Verstand macht den Menschen gewiß nicht, aber ohne ihn geht's nun einmal nicht, und es ist nicht gut, wenn sich rohe Unbildung und kümmerliche Viertelsbildung oft genug angemacht haben, ohne Kompaß und Richtscheit eines überlegenen Denkens die menschlichen Dinge führen und gestalten zu können. Wir kannten das Gebaren von Menschen, die den Verstand nur darum bekämpfen, weil sie ihn selbst nicht besitzen und den anderen neiden. Es galt und gilt immer wieder zu kämpfen gegen zwei Fronten, gegen die Front der Unbildung, der bewußt und gewollt geistesfeindlichen Haltung, die die Arbeit des Verstandes verachtet oder auch fürchtet, und auf der anderen Seite gegen die Front des gesinnungslosen Nichts-als-Verstandes.

Der Verstand als Alleinherr ist recht gefährlich, besonders auf dem Felde der reinen Geisteswissenschaften. Die Geisteswissenschaften dürfen ja keine Gebäude bloß formalschlüssiger Logik sein, sondern sie müssen erfüllt und durchdrungen sein von innerer Wertbezogenheit. Es kommt nicht nur aufs Wirkliche, nicht nur aufs Richtige an, sondern auf dessen Stellung in Reihe und Rang der Wertgüter. Und darum dürfen Verstand und Logik nicht Alleinherrscher sein, denn sie sind keine Richter über die Wertewelt, die das Wollen schafft. Das aber zu schaffen ist der Sinn jeder Wertordnung, besonders heute und bei uns

in Deutschland, wo alles darauf ankommt, alle ehrlich aufbauwilligen Kräfte mit fruchtbarer Wirkung einzusetzen. Es gibt allgemein und besonders für unser Heute keine andere Wertbemessung als die nach dem Werte für den geistig-seelischen Wiederaufbau und für neue Geltung im Kreise der Völker.

Die Geisteswissenschaft, die nur beobachten, die nur aufzeichnen, die nur ordnen wollte, die nur Ergebnisse stapelt und Archive füllt über das geistige Geschehen im Kleinen und im Großen, genügt nicht, ist nicht das, was wir vor allem brauchen. Gewiß darf — je mehr nach den reinen Beobachtungswissenschaften zu, desto mehr — der reine sammelnde und ordnende Verstand vorherrschen, und er ist weithin unentbehrlich. Aber er genügt nicht für die ausgesprochenen Wertbezirke, für Geschichte, Philosophie, Unterbauung der ethischen Werte und für kulturphilosophische Bereiche. Da genügt nicht das Feststellen dessen, was ist oder gewesen ist, nicht das Ordnen und Sichten, nicht das Beobachten des Stroms der Entwicklung, nicht das Feststellen von Bewegung und Gegenbewegung und daraus entstehender Synthese auf höherer Ebene. Der Philosoph darf nicht das freie Spiel der Kräfte richtungslos treiben und walten lassen. Es genügt auch nicht, als einer der vielen denkbaren und möglichen Gedankengänger im Kräftespiel mitzuspielen. Man mag der Vorstellung der letzten objektiven Wahrheit alle Freiheit zubilligen, eine Bindung muß sie eingehen, einem muß sie sich beugen und unterordnen, dem nämlich, was die Grundbedingung für alles ist: der lebenswissenschaftliche Sachverhalt muß als die große Bewährungsgrundbedingung erkannt sein. Alles das, was das künftige Leben des Volkes sichert in Leistungs- und Schaffenskraft und menschlicher Bewährung, alles im Sinne einer von Wissen und Gewissen getragenen Erbgutpflege im Galton'schen Sinne, das muß anerkannt werden. Gerade das aber ist bei allzu vielen Geisteswissenschaftlern überhaupt noch nicht im Blickfelde, geschweige daß es entscheidender Ausrichtungspunkt für alles wäre, was überhaupt mit Bezug auf menschliche und völkische Zukunft gedacht werden kann. Wir können keine bloße Formalphilosophie brauchen, sondern nur eine bestimmt gerichtete Willensphilosophie im Sinne künftiger menschheitlicher Kulturerhöhung. Es gibt keine Wahrheit außerhalb der Geister, die sie zu denken vermögen.

Man stelle sich einmal vor, daß an denen, die nach uns das deutsche Volk sein werden, erbmäßig nur die beteiligt wären, die heute Hilfsschüler sind, Menschenkinder schwachen oder schwächsten Geistes! Wer würde in diesem deutschen Volk eine objektive Wahrheit zu erfassen in der Lage sein? Wer würde sie bilden und tragen? Es gibt nichts, was die Zukunft des Volkes wirklich bewußt und lehrmäßig sichert und trägt, wenn nicht die lebenswissenschaftlich gerichtete Erkenntnis vorangegangen ist und der sich daran anschließende gestaltende erbpflegerische Wille im Sinne der Galton'schen Erkenntnisse.

Es sei gern und freudig anerkannt: das Moralische, der Grundwille zum Anständigen, Echten, Menschlichen verstand und versteht sich bei den Besten unserer weltanschaulichen Vertreter der „objektiven Wahrheit“ durchweg von selbst, aber auch das ist nicht erreichbar ohne die Bedingung der erbmäßigen Ansprechbarkeit und Geprägtheit. Man halte dies alles nicht für platte Selbstverständlichkeiten. Wer das tut, den frage ich, ob er glaubt, ein Deutschland der Forschung und Wissenschaft aufrichten oder erhalten zu können mit Menschen,

die, wie fast die Hälfte des Volkes, nicht imstande sind, die Volksschule mit der obersten Klasse abzuschließen. Ich frage die ungläubigen Leser, ob sie wissen, daß bereits heute acht Prozent unseres männlichen Nachwuchses hilfsschulbedürftig sind und daß dieser Prozentsatz in dem Maße anwachsen muß, wie die Schwachbefähigten in der Nachwuchsstärke sich über dem Volksdurchschnitt halten.

Die Geistfähigkeit des Volkes zu sichern ist gewiß ein Willensziel. Und hatte man denn nicht Willensziele als wissenschaftsfeindlich, als dem Charakter der Wissenschaft widersprechend hingestellt und der Politik zugerechnet? Man ging ja so weit, die Begriffsbestimmung aufzustellen: Wissenschaft ist, wo Wille und Strebung ausgeschlossen sind; wo nur eine Spur von „Tendenz“ sich einmischt, ist keine Wissenschaft mehr. Nun, Wissenschaft verliert ihren Charakter ganz gewiß nicht, wenn sie objektiv verfährt, und es bleiben genug notwendige Wissenschaftsprovinzen übrig, die nicht ausgesprochen willensbetont und willensgetragen sind; es kann auch nicht alle Wissenschaft unmittelbar und ohne Umweg aus dem Ziel der Daseinssicherung in Leistung, Kraft und menschlicher Würde abgeleitet werden. Das reine Forschen kann, soll und darf nicht nur auf unmittelbaren und nachweisbaren Nutzen für die Volkszukunft abgestellt werden; das wäre der Tod des urwüchsigen Forschersinns. Aber bedenklich war es doch, daß die Hochschullehre als solche weithin nicht hindurchgestoßen war zu den Fragen: wie kann unser Volk sein Dasein in Leistungskraft, Ansehen und Würde unbedingt sichern? Man begriff die Forderung Kants: „Handle so, daß die Maxime deines Tuns allzeit die Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung sein könnte.“ Aber dabei dachte man immer nur an das Wohl der jeweils Lebenden. Es fehlte an klarer Erkenntnis, daß über die Pflichten gegenüber den Lebenden hinaus Pflichten bestehen, die wir gegenüber den Zukünftigen haben. Es fehlte die Erkenntnis der Erbgebundenheit, die Erkenntnis, daß nur die geistfähigen Kräfte die Zukunft bauen und daß im Blick auf die Erbabhängigkeit des Geistigen eine Pflicht gegenüber denen nach uns besteht.

Die Forderung einer wertefreien, bloßen Verstandes- und Vernunft Herrschaft war gewiß nicht unbeanstandet geblieben. Der Kampf gegen sie hat ja in vielen Köpfen zur feindseligen und verächtlichen Haltung gegen den Verstand überhaupt geführt. Immer wieder gab es diese gefährliche Unklarheit. So fand man immer wieder die Meinung, daß der Verstand durch Eigenschaften des Charakters ersetzbar wäre. Aber es gibt auch weniger wohlmeinende Verächter des Verstandes. Ein Wort wie das: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!“ ist nicht von ungefähr ein Ratschlag aus dem Munde des Mephisto.

Bei aller Kampfbereitschaft gegen das Alleinrecht des Verstandes ist sorgfältige Pflege des Verstandes als Werkzeug zu fordern. Keine Wissenschaft ist denkbar ohne die Sicherstellung der verstandesmäßigen Grundbedingung. Der Verstand für sich allein, ohne Charakter und Anstand, ist gewiß nicht vollgültig; ja, er kann zu einem gefährlichen Werkzeug werden, denn er verleitet zu Mißbrauch und Eigensucht. Charakter, Güte, Anstand, Zucht, Sitte, Herz, Gemüt sind alles herrliche menschliche Eigenschaften, aber mit ihnen allein kann man doch nicht die Verstandeskräfte ersetzen, deren die Wissenschaft bedarf. Charakter ist nicht Ersatzmittel für den mangelnden Verstand, sondern Mehr-

forderung. Wer zur Wissenschaft will, muß nachweisen, daß ihm die Kräfte des Verstandes nicht fehlen.

Ein Feststellen, ob das unerläßliche Mindestmaß an geistiger Kraft und Geformtheit vorhanden ist, bedeutet ja doch kein Außerachtlassen der charakterlichen Veranlagung. Ausweise der geistigen Form sind in einem geordneten Staate unentbehrlich. Sie sollen gewiß nicht mißbraucht werden, sie dürfen nicht zu Pfauenfedern und Mandarinenköpfen werden, zu Mitteln, sich abzuheben und unverdiente Aufstiegsvorteile zu verschaffen. Sie sind Leistungsgarantien, Probelastungen zur Sicherung gegen Unfälle, gegen späteren Niederbruch auf der Wissenschaftsbahn, aber für sich allein nicht Aufstiegsberechtigungen.

Wir müssen uns von einer krampfhaften Überbewertung der Gesinnung ebenso frei halten wie von einer Unterbewertung des Wissens und Könnens, und wir müssen uns bemühen, beide Teile wieder in ein gesundes Verhältnis zueinander zu bringen.

Die Geistigen im Volke sind nicht Luxustiere und Schmarotzer, sie sind Kraftquellen, ohne die das Ganze verkümmert und darbt und verdirbt und zugrunde geht.

Der Kampf für das Recht des Geistes ist kein Angriff gegen die, denen die Mittel und Gaben des Geistes im höheren Stil versagt geblieben sind.

Wir können die Pflege der Musik nicht unterlassen, weil es Unmusikalische gibt, und wir können, wollen und dürfen die Pflege des Geistes, des geistigen Menschen nicht vernachlässigen oder weniger ernst nehmen, weil Menschen da sind, die zwar rechtschaffen an ihrer Stelle ihren schlichten Dienst am Ganzen tun, die aber über bescheidene geistige Leistungen nicht hinauskönnen, weil sie naturbegrenzt sind.

Die Arbeit des bloß Handschaffenden hat ihr volles Recht, zumal das Handschaffen nicht ohne geistige Mitwirkung vor sich geht, aber die des Geistesarbeiters nicht weniger. Wir wollen nicht nur den Berufsarbeitern am Geiste dienen, sondern allen, die irgendwie Verwandtschaft zum Geistigen haben. Recht geführte Volkshochschulen sind dazu berufen, ein lebendiges, wertbewußtes Verhältnis zu Menschen und Dingen zu wecken; Singkreise wollen über die eigene Kunstpflege zu vertiefter und bewußter Aufnahme des Tonkunstwerks führen; und ähnlich sollte es mit dem eigenen Kunstgestalten, mit Malen, Zeichnen, Basteln und Bilden sein. Es gibt mancherlei Wege zur Seinerhöhung des schlichten Mitbürgers außerhalb der schweren Berufsarbeit.

Aber wir dürfen die Berufsvorschulung der Geistesarbeiter nicht beliebig hinausschieben, wenn wir nicht die geistige Gesamthöhe gefährden wollen und damit das deutsche Leben und die deutsche Geltung. Es ist höchste Pflicht des Staates, den Begabten aus allen Schichten zu helfen um des allgemeinen Besten willen. Es gilt alles aus dem Wege zu räumen, was dem ausreichenden Nachwachsen leistungsstarker und wertvoller Menschen im Wege steht, woher sie auch kommen. Das ist etwas anderes als eine sture quantitative Bevölkerungspolitik, die nichts anderes sieht als das Ziel starker Heere. Solche Politik vergift, daß es auch Gegenzüge im internationalen Kräftespiel gibt. Und sieben Millionen Tote und

Verstümmelte allein auf der deutschen Seite sind gewichtige Gegengründe gegen eine gewissenlose Massen- und Machtpolitik. Das Ziel muß auf Qualität gerichtet sein, vor allem darauf, daß nicht gerade die Vordenklichen und Begabten sich der Zukunft versagen, wie es trotz aller Geburtenpolitik geschehen ist. Es gilt, besten Nachwuchs sicherzustellen, und es gilt, diesen besten Nachwuchs als von der Natur geprägte Form durch geeignete Führung wachsen zu lassen zu staatlichen Persönlichkeiten, zu politischen Menschen, die sich je nach ihrer Kraft führend und dienend einordnen, um das Ganze zu erhöhen, es zu Leistung, zu Kraft, zu Ehre und Ansehen zu bringen. Arbeit und Zucht sind die Mittel und Wege dazu.

Der gemeinsame Wille der Besten muß einen Willensstrom bilden, in dem alles selbststüchtige Wesen untergeht. Wille zum wieder zu Würde gebrachten Staate, Wille, ihm zu dienen mit allem Reichtum der besten Gaben, gesteigert zu höchster Kraft und Wirksamkeit: das ist unsere Aufgabe, unser Dienst. Nicht das Aufgehen und Einschmelzen des Individuums ist das letzte Ziel, sondern das Einsetzen des ungeschmälerten Reichtums aller Kräfte für den zu erneuernden Staat. Da gilt es, jede Leistungskraft nach dem Maße ihres Könnens und Wollens anzuerkennen. Es gilt auch anzuerkennen, daß sittliche Kräfte und Charakterwerte, daß Forschergabe und Erfindersinn Seltenheitswert haben und daß, wer (kraft seiner Begabung mit Eigenschaften des Verstandes und des Willens) mit höheren Aufgaben betraut ist, nicht deswegen Gegenstand der Scheelsucht und der Mißgunst sein darf.

Nirgends darf sich Eigennutz oder Standesmaterialismus vordrängen. Amt darf nicht gefordert werden als Beute, als Lohn, als Quittung für Gesinnungstüchtigkeit; Amt muß Aufgabe und Pflicht und Verantwortung sein; es muß denen auferlegt werden, die Bürgschaft bieten für reinen Willen im Dienste an der deutschen Zukunft.

Und Bürgschaft muß in Gestalt der Fähigkeiten und Eigenschaften gegeben sein, die das Amt fordert. Lehrer der Wissenschaften kann und darf nur sein, wer geschulte geistige Kraft verbindet mit rückhaltlosem Wollen zum Besten des Ganzen im Sinne von Recht, Gerechtigkeit und Humanität. Fehlender Wille in dieser Richtung kann nicht durch Fähigkeiten des Verstandes ersetzt werden.

Der neue Staat der demokratischen Erneuerung braucht jede individuelle Kraft, aber er will sie zum Dienste am Ganzen. Also nicht Individualismus! Wohl aber Individualität!

Nicht „Intellektualismus“, wohl aber Anerkennung des Verstandesrechtes. Nicht Scheinwissenschaft als Begründung für Sonderrechte, als Waffe auf der Jagd nach Berechtigungen ohne inneren Anspruch; wohl aber echte Wissenschaft im Dienste für das Ganze. Jeder echte Wissenschaftler ist ein Diener am Ansehen des deutschen Volkes in der Welt, ein Werber für deutsche Lebensgrundlagen.

Echte Wissenschaft! Aber nicht Geist als snobistisches Spiel, als Mittel für selbstische Zwecke, sondern Geist im Bunde mit dem warmen Herzen für Volk, Vaterland und alles menschlich Echte und Wahre!

Frank Buchman

Zu seinem 70. Geburtstag am 4. Juni 1948

Nach dem Ende des ersten Weltkrieges, in den die Vereinigten Staaten eingetreten waren, to make the world safe for democracy, herrschten in USA eitel Freude und Begeisterung, weil nun der Sieg in einem Kriege errungen wäre, der dem Kriege überhaupt ein für allemal ein Ende gesetzt hätte. Ein Aufblühen der Wirtschaft wäre mit Sicherheit zu erwarten, und die in Washington im November 1921 zusammengetretene Abrüstungskonferenz würde eine neue friedliche Zeit einleiten. Der Enthusiasmus schlug hohe Wellen. Ein Mann aber fühlte, wie fragwürdig all die Zufriedenheit rings um ihn herum war. Er erkannte, daß sich nichts geändert hatte in der Welt, daß alle die schönen Parolen nichts als Phrasen waren und daß dieselben Kräfte, die zur Katastrophe geführt hatten, unverändert die Politik der Staaten und die Herzen der Menschen beherrschten.

Dieser Mann war Dr. Frank D. N. Buchman.

Seine Einsicht und seine Befürchtungen teilten sicherlich viele nüchterne Betrachter des Weltgeschehens. Er allein aber zog die Konsequenzen seiner Erkenntnis, die er als einen Anruf Gottes empfand. Er gab eine gut bezahlte, seine Zukunft sichernde Position auf und nahm die ihm zugeteilte Aufgabe auf sich, durch die Änderung der einzelnen Menschen die Völker zu ändern und dadurch eine neue Welt nach Gottes Plan aufzubauen.

Er blieb nicht allein. Zuerst in Oxford fand er Menschen, Männer wie Frauen, die seinem Ruf folgten, und dank seiner und ihrer hingebenden Arbeit entstand eine Bewegung, von der Menschen aus nahezu allen Völkern ergriffen wurden. Sie wurde weltbekannt unter dem Namen: Oxford-Gruppe.

Es war in Deutschland im Jahre 1938, vor nunmehr zehn Jahren, daß eine neue Erleuchtung ihm eingab, nun eine Weltfront der guten Kräfte gegen die zerstörerischen aufzurichten und die Menschen guten Willens in allen Völkern, die ihr ganzes Handeln in Selbstlosigkeit, Wahrheit, Reinheit und Liebe unter Gottes Gebot zu stellen bereit waren, in der „Moralischen Aufrüstung“ (Moral Rearmament) zu vereinen¹⁾.

Frank Buchman begann sein Werk als Einzelner. Zu seinem 70. Geburtstag sind in Los Angeles Tausende von Menschen aus allen Völkern, Männer und Frauen in entscheidenden Stellungen im öffentlichen Leben und einfache Menschen, Arbeiter und Arbeitsführer, Alter und Jugend vereint, um ihm den Dank ihrer Herzen darzubringen für den neuen Sinn, den er ihrem Leben und Streben gegeben hat. Und mit ihnen fühlen sich Millionen in der ganzen Welt in heißen Wünschen für Leben und Gesundheit dieses Mannes, des Leben Gott so wunderbar geführt hat, verbunden.

Niemand kann sich der Erkenntnis verschließen, daß die kranke Menschheit der entscheidenden Krise entgegengeht und daß jede Arbeit, die dem Plan, den Gott

¹⁾ Über Wesen und Ziele von „Moral Rearmament“ hat die „Deutsche Rundschau“ im Novemberheft 1947 berichtet.

mit den Menschen hat, dienen und den guten Kräften zur Herrschaft verhelfen will, die Unterstützung aller Menschen guten Willens beanspruchen darf. Die Front der zerstörenden Kräfte ist nach einem weltumfassenden Plan formiert. Mit Erfolg kann ihr nur durch eine klare, feste Front der guten Kräfte begegnet werden, die sich nicht unter einen menschlichen Plan, sondern unter Gottes Gebot stellt.

Hier liegt die große Aufgabe für Moral Rearmament, in deren Erfüllung gerade in den letzten Monaten wesentliche Fortschritte erreicht sind.

Auch in Deutschland hat nach der ersten Begegnung von Deutschen mit den Angehörigen anderer Völker in Caux, die im Geiste des Vertrauens und der Liebe stattfand, die Arbeit hoffnungsvoll begonnen. Sie kann einen gewaltigen Anstoß bringen und in der amorphen Masse von Unsicherheit, Verzweiflung, Apathie, Haß, Ressentiment, Elend, Hunger, Sünde und Verbrechen, die heute den deutschen Alltag bestimmen, zu einer Kristallisation der guten Kräfte führen, die sich in die große Front einreihen möchten, um ihren Anteil an der Rettung der Menschheit zu leisten.

Der Mann, dem und dessen Mitarbeitern wir solchen Anstoß verdanken, kann nicht besser charakterisiert werden als mit seinen eigenen Worten²⁾.

„Wo liegt unser wirkliches Problem? Wir alle wissen, was eine Dürre ist. Wir leiden heute an einer geistigen Dürre. Angst und Gier sind wie ein Sandsturm. Sie überziehen ganze Völker. Sie blenden und ersticken sie. Sie hetzen Menschen gegen Menschen, Klasse gegen Klasse, Volk gegen Volk. — Die Probleme der Völker und der ganzen Welt bleiben dieselben, weil das Grundproblem — die menschliche Natur — ungelöst bleibt. Solange wir uns nicht als Volk gründlich und rückhaltlos mit der menschlichen Natur auseinandersetzen, müssen die Völker weiterhin den geschichtlichen Weg der Gewalt und Zerstörung gehen. (1936).

Wo liegt das Übel? Ist es nicht in der Angst und Unehrlichkeit, im Groll und der Selbstsucht zu finden? Wir sprechen von Selbstbestimmung und Freiheit, aber wir sind unsere eigenen Sklaven. — Die einzige Alternative ist heute Zusammenbruch oder Gottes Führung. Der Zusammenbruch ist die Folge der angehäuften Selbstsucht von uns allen. Zusammenbruch oder Gottes Führung! Solange wir selbstsüchtig sind, du und ich, sind wir ein Teil der Krankheit — sobald wir von Gott geführt sind, du und ich, sind wir ein Teil der Heilung. (1936).

Durch ein Wunder der Wissenschaft kann der Mensch im Rundfunk zu Millionen sprechen. Durch ein Wunder des Geistes kann Gott zu jedem Menschen sprechen. Seine Stimme kann in jedem Heim, jedem Geschäft und von jeder Regierung gehört werden. — Wenn der Mensch horcht, redet Gott. Wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott. Es ist gleichgültig, wer du bist und wo du bist. Klare und genau ausführbare Weisungen können von Gott zu den Menschen gelangen, die willens sind, Befehle von ihm entgegenzunehmen. — Diese Revolution wird allen Revolutionen ein Ende setzen, indem sie die menschliche Natur ändert und Menschen und Völker neu macht. (1937).

Deine Sicherheit, die Sicherheit der Welt — sie liegt in Gottes Führung. Soziale, politische oder wirtschaftliche Programme gehen nie an die Wurzel des

²⁾ Die Zitate sind der Schrift: Frank D. N. Buchman, „Wiederaufbau der Welt, Ausgewählte Reden“ entnommen.

Übels in der menschlichen Natur. Nur gottgeführte Menschen können Bausteine eines gottgeführten Volkes sein. Nur gottgeführte Völker können Bausteine einer neuen Welt sein. So kann der einzelne seine Berufung, jedes Volk seine Bestimmung finden. (1937).

Jeder möchte, daß der andere anders wird. Jedes Volk möchte, daß das andere Volk anders wird. Aber jeder wartet darauf, daß der andere den Anfang macht. Die Oxford-Gruppe ist überzeugt, daß wir bei uns selber anfangen müssen, wenn wir eine Antwort für die Welt von heute haben wollen. Darum geht es in erster Linie. (1936).

Die Grundübel in der heutigen Welt sind Unehrllichkeit, Selbstsucht und Angst in den Menschen und damit auch in den Völkern. Die Auswirkungen dieser Übel sind Ehescheidungen, Verbrechen, periodische Krisen, Arbeitslosigkeit und Krieg. — Wie können wir auf Frieden innerhalb eines Volkes oder zwischen Völkern hoffen, wenn in unzähligen Familien Streit herrscht? Politische und soziale Lösungsversuche, welche nicht bei diesen Grundübeln ansetzen, gehen am Kern der Dinge vorbei. Menschliche Gesetze sind kein Ersatz für persönlichen Charakter. (1936).

Die Welt begreift nur langsam, daß der Geist stärker ist als die Materie, daß Gottes Plan für die Welt unendlich viel größer und vollkommener ist als jeder von einer Regierung dem Volk auferlegte Plan und daß wir die Diktatur des Heiligen Geistes brauchen. (1938).

Die Welt muß Angst und Haß aus dem persönlichen und nationalen Leben verbannen. Wir können nicht Frieden zwischen den Völkern schaffen, wenn innerhalb der Völker die Bürger in einem beständigen Kriegszustand leben. Solange wir nicht unsere ganze Denk- und Lebensweise ändern, sind Streiks, Arbeitskonflikte und Kriege unvermeidlich. — Der neue Friedensvertrag muß mit der Versicherung beginnen, daß alle vertragschließenden Parteien, alle Völker frei von Haß, Angst und Habgier leben wollen. Irgendeiner muß immer anfangen, Frieden zu schließen. Denn der Friede ist nicht eine Idee. Er entsteht, wenn Menschen anders werden. Gewöhnlich wollen wir Frieden schließen, indem wir die Sünden der andern verurteilen. So denkt sich die Welt den Frieden. Aber wir können nicht immer nur von den andern Völkern erwarten, daß sie zuerst ihre Sünden bereuen. Der Weg der Moralischen Aufrüstung besteht darin, bei sich selbst anzufangen. (1940).

Die Moralische Aufrüstung dringt geradewegs zum Grundübel vor. Sie erkennt die Sünde. Sie kommt auf die alten, grundlegenden Wahrheiten zurück, verkündet sie aber mit mächtig zunehmender Dynamik. Heute, wo die berechnende Selbstsucht das Leben der Menschen und Völker beherrscht, zeigt die Moralische Aufrüstung wieder einen absoluten Maßstab. — Denken wir an die vier Forderungen: Absolute Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Man hat sie als altmodisch abgeschafft. Deshalb denkt kein Mensch an sie als Heilmittel für die Völker. Darum sieht es heute in der Welt so aus. — Wenn wir aber Menschen dazu bringen, nach diesem absoluten Maßstab zu leben und sich für ihn einzusetzen, dann wächst daraus eine Kraft, ein schöpferisches Etwas im Zusammenleben, dem nichts widerstehen kann. (1943).

Es ist der vergessene Faktor der heutigen Weltpolitik, auf Gott zu hören. In gewissen Ländern werden zwar die Gesetze noch immer — wenigstens nach dem

Wortlaut der Verfassung — »im Namen Gottes, des Allmächtigen« erlassen. Aber wenn jeder einzelne von uns die moralische Rüstung göttlicher Führung hätte — was für eine weltbewegende Kraft wäre das!

Überall in der Welt ist die Menschheit auf der Suche nach dem rechten Weg, der sie zu Sicherheit führen soll. Angst und Sorge bedrücken jedermann; die Welt wird von ihnen beschattet. Konferenzen lösen einander ab, und doch bleibt der Friede gleich fern. Wirtschaftliche Probleme bedrohen in gleicher Weise die neue und die alte Welt. Die junge Organisation der Vereinigten Staaten droht unter dem Gewicht der ihr gestellten Probleme und dem Unvermögen, diesen Problemen im rechten Geiste zu begegnen, zusammenzubrechen. Die Völker verlieren den Glauben in ihre Führer, und Staatsmänner — ernste und tüchtige Menschen — mühen sich ab und sehen doch keinen Erfolg. — Schon denken einige Menschen an einen neuen Krieg. Ich glaube nicht, daß diese bei gesundem Verstand sind, wenn sie mit dem Gedanken einer solchen Lösung spielen. Und doch würden viele alle Greuel mit in Kauf nehmen, wenn dies der Ausweg wäre. — Inzwischen kreisen die Mächte des Verderbens wie Aasgeier über der enttäuschten Menschheit. Selbst die Elemente scheinen mit ihnen zusammenzuarbeiten, indem sie eine blutige Entscheidung in die Waagschale werfen. (1947).

Die ganze Welt wartet auf eine Antwort. Wenn wir jetzt nicht eine Antwort finden und sie der Welt rasch bringen, wird nicht nur eine Nation, sondern alle Nationen untergehen. — Allzulange haben wir eine Atmosphäre der Probleme eingeatmet. Wir sind von Konferenz zu Konferenz gegangen und haben die Hoffnung auf eine grundlegende Lösung aufgegeben. Wir glauben nicht mehr an den Erfolg. Wir sind Sklaven unserer persönlichen und nationalen Niederlagen geworden. — Die Völker möchten die Früchte der Antwort genießen, ohne die Antwort selbst zu haben. Wir fordern Produktion. Wir wünschen Frieden. Wir wünschen Wohlstand. Wir wünschen eine Weltorganisation. Wir hoffen ein geeinigtes Europa. Wir wünschen uns ein neues nationales Leben. Aber wir gehen nicht bis an die Wurzel der Dinge. Wir können nicht andauernd Alarm schlagen, ohne für eine ausreichende Antwort zu sorgen. Die Gewöhnung an die Krise zieht die Gewöhnung an die Apathie nach sich. Wir müssen die Menschen auf eine neue Ebene bringen, heraus aus dem Nebel der Furcht und dem Morast der Bitterkeit, in welchem die Menschheit heute untergeht. (1947).

Wiedergeborene Menschen bringen die Wiedergeburt der Völker. Eine von der Moralischen Aufrüstung beseelte Industrie wird genug produzieren, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Heime, in denen diese Kraft alltäglich wirkt, werden die kommende Generation vom Chaos erretten. Armeen werden durch diese Kraft ihren Völkern neue Maßstäbe moralischer Haltung geben. Regierungen und Diplomaten werden durch diese Kraft vollen Erfolg haben, weil sie die Kraft besitzen, aus ihren Feinden Freunde zu machen. Europa und mit ihm die Welt werden sich erheben aus ihrem apathischen Schlaf und ihrer Niederlage und Enttäuschung. — »Menschen müssen von Gott regiert werden, sonst werden sie von Tyrannen regiert«, sagte der große Amerikaner William Penn. — Dies ist die einzige mögliche Hoffnung für den Wiederaufbau der Welt.

Ein neuer Tag bricht für uns an —
Ein neuer Weg liegt vor uns.“ (1947).

Zwei Goethereden

Die Stadt Frankfurt hat ihren alljährlich zur Verteilung gelangenden Goethe-Preis im Jahre 1947 dem Philosophen Karl Jaspers zugesprochen, und, wie üblich, hat der Preisträger mit einer Rede für die Ehrung gedankt. Niemand konnte zweifeln, daß Jaspers' Ansprache anders und mehr sein würde als eine übliche Festrede, die in ausgefahrenen Gleisen schon oft Gesagtes wiederholen würde; man konnte sogar annehmen, daß das Temperament des Philosophen der traditionellen Stimmung einer „Weihestunde“ eindeutig entgegengesetzte Formulierungen zutage fördern würde; aber was wir im siebenten Heft der Zeitschrift „Die Wandlung“ als offiziellen Text der Rede haben lesen können, weicht doch so weit vom Hergebrachten ab, daß eine Besinnung darauf, was sich hier im Rahmen einer akademischen Würdigung abgespielt hat, nicht unangebracht erscheint.

Schon der Titel von Jaspers' Rede läßt aufhorchen: allzuoft haben wir Überschriften gelesen, die mit dem ominösen: „Goethe und ...“ begannen: jetzt heißt es: „Unsere Zukunft und Goethe“. Diese Wendung ist nicht zufällig; der Philosoph sagt uns schon in der Wahl des Titels, daß ihm unsere Zukunft das zentrale Problem sei, während Goethe nur insoweit zur Diskussion stehe, wie er eben dieser unserer Zukunft und ihrer Gestaltung durch uns wesentlich sei. Und so heißt denn auch der erste Satz der Ansprache: „Eine Katastrophe des Abendlandes, ja der Menschheit wurde geahnt vom alten Goethe“. Und ganz konsequent lesen wir dann nach einigen großflächig angelegten Sätzen über die Menschheitsgeschichte die thesenartig herausgehobenen Äußerungen: „Es kommt auf das Hier und Jetzt an ... In der Katastrophe gibt es auch aus der Vergangenheit nichts Festes. Jede Beziehung bedarf der Nachprüfung und der neuen Aneignung ... Wie wird Goethe uns in unsere Zukunft helfen?“

Bei allem schuldigen Respekt vor der achtungsgebietenden Gestalt des Heidelberger Philosophen — bereits hier erheben sich Fragen, die Antworten verlangen. Daß jede Überlieferung, auch die gültigste, wie Jaspers betont, der Nachprüfung und der neuen Aneignung bedarf, ist gewiß unbestritten. Aber gilt dies nur für Zeiten der Katastrophe? Ist es nicht so, daß Nachprüfung und neue Aneignung legitime Aufgaben des Historikers sind, in Epochen der Katastrophe ebenso wie in solchen sogenannter Ruhe? Sollte nicht gerade dies eine Grundweisheit sein, die wir vom alten Goethe gelernt haben (und es sei gestattet, die einem Jeden geläufigen Worte in extenso zu zitieren):

„Was du ererbst von deinen Vatern hast,
erwirb es, um es zu besitzen,
was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.“

Und das ist nicht nur für die von Goethe vorausgeahnte, kommende Menschheitskatastrophe geschrieben.

Kein Zweifel kann darüber bestehen, auf wen Jaspers zielt, wenn er die Frage stellt, ob und inwieweit Goethe in der „Zeit der Katastrophe“ noch

bedeutsam sei, und wenn er eine „neue Aneignung“ fordert: er denkt an jene allzu eifrigen Adepten, die in jeder Stunde ein passendes Goethe-Wort auf den Lippen haben und uns den Dichter als eine Art Panacee in jeder Schwierigkeit anpreisen. Aber braucht es gegen diesen Schlag Bildungsphilister des schweren Geschützes einer Rede des Preisträgers bei der Verleihung des vornehmsten Literaturpreises, den wir haben? Es scheint, als ob damit einer aussterbenden Gattung der species Oberlehrer des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu viel Ehre angetan sei.

Aber was wichtiger scheint als die Frage, ob der Philosoph in Verkennung der Stärkeverhältnisse gegen einen allzu schwachen Gegner polemisiere, ist das Problem der Geschichtsauffassung, die sich in der Darstellung Jaspers' kundgibt. So heißt es etwa (Seite 563): „Goethes Welt ist vergangen ... Es ist die Welt, aus der zwar die unsrige hervorgegangen ist, von der sich aber die unsrige so weit entfernt hat, daß Goethe Homer näher zu stehen scheint als uns.“ Man hält erschrocken inne und fragt sich, ob dies eine rhetorische Floskel sein kann — aber nein: Jaspers ist von dem Gedanken, daß „das technische Zeitalter, dem wir angehören, den tiefsten Einschnitt aller bisherigen Geschichte bedeutet“ (S. 559) ernsthaft überzeugt. Gemessen an dem, was sich in den letzten hundert Jahren ereignet hat, wird die Entwicklung von zweitausend Jahren zu nichts. Man fühlt sich wieder versucht, wie ein Bildungsphilister Goethe zu zitieren:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
sich weiß Rechenschaft zu geben,
bleib' im Dunkeln unerfahren,
mag von Tag zu Tage leben.“

Der bescheidene Historiker glaubt sich berechtigt, daran zu erinnern, daß beinahe jede Epoche der neueren Geschichte sich als Ende und Beginn, als Krisen- oder Katastrophenzeit und als „tiefsten Einschnitt“ empfunden hat. Es wäre eine amüsante Aufgabe, einmal zusammenzustellen, seit wann und wie oft berufene und unberufene Schreiber den Satz: „Noch nie hat eine Generation vor Aufgaben gestanden wie die unsrige“ in tiefer Erregung auf Papier gewühlt haben. Selbst Goethe hat sich einmal dazu verstanden, zu schreiben, was ihm die Bildungsphilister freilich ungern nachsprechen: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.“ Aber ist diese Überschätzung des eigenen Erlebens und die Minderung der Vergangenheit nicht ein zu billiger Ansatzpunkt für den Träger des Goethe-Preises? Besonders wenn auf die Forderung zur neuen Aneignung Goethes sofort eine Evokation in der Rede folgt, in der uns gesagt wird, daß Goethe uns in der Tat und trotz allem noch gegenwärtig sein könne. Und zwar kann er uns „wiedergewinnen in der menschgeborenen und geistig gegründeten Natürlichkeit“, er lehrt uns, „den anderen Menschen in seinem eigenen Wesen zu sehen, ihn nicht zu messen an fremden Maßstäben“, er weist uns „das einzige für uns Greifbare, das Wirkliche, das für uns gegenwärtig ist“, er „bringt uns zur Besinnung, wenn wir verworren sind. Tätigkeit wird uns selbstverständlich für das, was der Tag fordert“ und „er lehrt uns Maß und Entsagung. Dadurch bringt er uns zur Konzentration auf das für uns Wesentliche“. Dazu kommen dann noch zwei berühmte Zitate: die Lynkeustrophen und „wie es auch sei, das

Leben, es ist gut". Ungefähr sagt das der Bildungsphilister auch, nur mit ein bißchen andern Worten.

Es ist kein Zufall, daß die auf eine halbe Seite zusammengepreßten Worte der Anerkennung so unscharf und unoriginell erscheinen; der Redner eilt über sie hinweg, um zu seinem eigentlichen Thema zu kommen, und das ist — mit des Philosophen eigenen Worten — das „Recht zu einer tieferen Auflehnung gegen Goethe". Und so folgt auf die Evokation, säuberlich numeriert, die Spezifizierung der Anklagen. Erstens Goethes Art, die Natur zu verstehen, habe nichts zu tun mit der modernen Naturwissenschaft, sie sei diktiert von seinem „Entsetzen vor der heraufkommenden Welt der technischen Naturbeherrschung"; zweitens sei Goethes „harmonische Grundauffassung" abzulehnen, „denn die Anklage gegen das Leid der Welt, gegen die Herrschaft des Bösen verlangt den Schrei des Entsetzens und erträgt nicht das liebende Einverständnis mit der Welt im Ganzen"; drittens aber sei Goethes eigentümliche, Treue und Treulosigkeit gleichermaßen in sich einschließende Lebensform zwar ihm gemäß gewesen, aber „die Erscheinung seines Lebens kann auf den Nachfolgenden, der mißverstehend Goethe sich zum Vorbild nimmt" gefährvoll wirken. So etwas nennt man wohl in der Sprache des „Hier und Jetzt" eine totale Demontage.

Es läßt sich manches über diese drei Vorwürfe sagen. Über den dritten zunächst, daß Beharren und Weiterschreiten, Beständigkeit und Treue gegen sich selbst (die den Frauen gegenüber als Treulosigkeit sich darstellte), ernste Probleme für die Erklärung von Goethes Art in sich schließen; wenn der Philosoph aber nur mit der pädagogischen Seite der Frage befaßt ist und auf die Gefahr hinweist, die einem „Nachfolgenden" aus kritikloser Imitation erwachsen könne, dann genügt der alte schöne Grundsatz: „Quod licet Jovi . . ." Über Goethes sogenannte „harmonische Grundauffassung" und sein vielberufenes und auch von Jaspers zitiertes „Heidentum" sind schon Bände gefüllt worden, so viele, daß es ein wenig voreilig erscheint, diese Schlagworte als selbstverständliche Voraussetzungen einfach hinzunehmen; nicht jeder, der hier anderer Meinung ist als Jaspers, hat darum schon auf „Nachprüfung und neue Aneignung" verzichtet. Vor allem aber: „Die Anklage gegen das Leid der Welt verlangt den Schrei des Entsetzens". Wie verträgt sich dieser — doch nun gewiß unchristliche — Satz mit dem Vorwurf des Heidentums? Der Angriff des dogmatisch gebundenen Christen auf Goethes „Privatreligion" ist eine mögliche Ebene der Diskussion; der Angriff des Existenzphilosophen auf die christliche Antwort auf das Leid der Welt mag auch Grundlage echter Erörterungen sein — aber was hier von Goethe verlangt wird, daß er nämlich christlich und existenzphilosophische Antworten auf eine zu seiner Lebenszeit langsam heraufkommende, neue, von allem Früheren grundstürzend verschiedene Epoche hätte geben sollen, das scheint ein bißchen zu viel verlangt.

Just dies sei es ja, könnte der Philosoph hier triumphierend einwerfen; Goethe gehöre eben mit Homer jener Vergangenheit von zweitausend Jahren an, die von dem Jetzt und Hier grundsätzlich getrennt sei und deren Vertreter uns heute nicht weiter helfen könnten. Ebenso wenig freilich wie Michelangelo, Shakespeare oder Bach, die auch vom technischen Zeitalter unberührt waren und keine Ahnung von der modernen Naturwissenschaft hatten. Es

kommt dann auf den sehr primitiven Tatbestand heraus, daß, wer unfähig ist, das „Entsetzen“ des Existenzphilosophen mitzudenken (oder: mitzuerleben), eben nicht in das Jetzt und Hier gehört.

*

Ein glücklicher Zufall will es, daß, gleichzeitig mit der Rede von Jaspers, in der vorzüglichen Übersetzung Fritz Usingers die deutsche Fassung der Ansprache bekannt wird, die Paul Valéry 1932 in der Sorbonne auf Goethe gehalten und in „Variété IV“ publiziert hat (Rede zu Ehren Goethes; Jena, Karl-Rauch-Verlag). Und der altmodische Leser bekennt ohne Zögern, daß er den Schritt aus der überhitzten Atmosphäre einer Welt, in der nur das Jetzt und Hier gilt, in die reine und kühle Luft eines der Ehrfurcht vor der Tradition gewidmeten Denkens nicht ohne eine gewisse Erleichterung tut.

Der Zufall (oder ist es eben mehr als ein Zufall?) will es, daß in Valérys schöner Rede an mehreren Stellen Formulierungen auftauchen, die sich mit den bei Jaspers als vordringlich bezeichneten Problemen berühren — aber wie anders ist der Zugriff hier und da.

Um nur eines herauszugreifen: um wieviel mehr echte Ehrfurcht zeigt der Dichter angesichts der Frage geschichtlicher Größenordnungen. Bei Jaspers heißt es: „Obwohl der größte deutsche Lyriker und trotz der Weltgeltung seines Faust, steht Goethe nicht durch einen Werktypus als Gleichgroßer neben Homer, Dante, Shakespeare. Wohl aber ist er unvergleichlich ... als dieses Ganze von Mensch und Werk.“ Auch Valéry beginnt mit einer Bemerkung über echte Größe. Er spricht von den Männern, deren Dasein uns eine Idee davon gäbe, was die Welt hätte sein können, wenn politische Macht und Macht des Geistes hätten einander durchdringen können. Und dann heißt es: „Goethe ist einer von ihnen. Ich füge sogleich hinzu, daß ich nach ihm keinen anderen mehr sehe.“ Der Gedanke ist dem Ansatz Jaspers' nicht zu fern. Aber wieviel mehr Gefühl für die Kontinuität abendländischer Entwicklung, wieviel mehr Ruhe ohne abschätzige Nebensätze zeigt Valérys Formulierung.

Jaspers mißt Goethe am „Jetzt und Hier“, Valéry bemüht sich, Goethe aus ihm selbst heraus zu verstehen. „Das, was mich bei Goethe vor allem bewegt, ist dieses sehr lange Leben ... ein Wandel, fast von der Weite eines Jahrhunderts in der unfühlbaren Vertauschung der Geschmacksrichtungen, der Wünsche, der Meinungen, der Seelenkraft läßt daran denken, daß ein Mensch, dessen Lebenskraft zäh genug wäre, nacheinander alle Anziehungen, alle Abstoßungen empfinden und vielleicht alle Tugenden kennenlernen, bestimmt aber alle Laster, und daß er schließlich, in Beziehung auf jedes Ding, das Gesamte der sich widersprechenden und sich entsprechenden Neigungen, die es erregen kann, erschöpfte.“

Von hier aus findet Valéry dichterische Worte, um Goethes Vorliebe für den Gedanken der Morphologie, für die Verwandlungen, das Proteusartige und die Fähigkeit, sich anzugleichen, zu erklären: „Goethe, Poet und Proteus, lebt eine Menge von Leben mit Hilfe eines einzigen. Er verwandelt sich alles an, er macht es zu seinem Wesen ... Er ist vielleicht der letzte Mann, der die Vollkommenheit Europas genossen hat.“ Die Vollkommenheit Europas — damit meint Valéry dasselbe, was Jaspers die endgültig vergangene und unter-

gegangene Zeit heißt. Und wo Valéry die Worte vom Proteushaften findet, genügt es Jaspers, darauf hinzuweisen, daß Goethe sich „ferngehalten“ habe, „er sieht und berührt das Furchtbare. Aber je näher er diesem Unergründlichen kommt, desto zögernder werden seine Worte. Am Ende verbirgt er im Schweigen. Aber auf dem Wege dahin sagt er hier und da verzweifelnde Sätze.“ Bei Valéry heißt der gleiche Tatbestand: „Ein von Zartheit erfülltes Leben ist ein im tiefsten bedrohtes Leben. Wenn das Herz angerührt ist, verliert Proteus seine Kraft. Er muß also sein Herz hüten.“

Wo immer man auf gleiche Zusammenhänge stößt — Valéry zeichnet sie mit der Ehrfurcht des großen Mannes vor dem großen Manne im gleichen Kulturkreise auf. Jaspers fühlt sich verpflichtet, erneut und erneut die „Grenzen“ (philosophisch wäre es vielleicht richtiger „Schrannen“ zu sagen) Goethes aufzuzeigen. So heißt es bei ihm: „Goethe ist nicht zu bekämpfen, sofern er keinen Standpunkt einnimmt . . . Goethes umfassendes Seinsbewußtsein scheint, in seiner Offenheit für alles, nichts ausschließen zu wollen . . . Damit ist wieder die Frage da nach der Grenze Goethes, nun in seinem Philosophieren. Goethe will das Unerforschliche ruhig verehren. Wir dürfen fragen, ob seine Abwehr an den Grenzen dieses Unerforschlichen nicht zu früh ansetzt . . . Goethes Geschlossenheit . . . ist nicht die Geschlossenheit einer gedanklichen Welt.“ In summa: es kommt für Jaspers darauf an, immer wieder zu zeigen, daß sich Goethe zurückzieht und fernhält, wo es um das Unergründliche geht, daß er kein Philosoph ist, und daß er, um sich selbst zu bewahren, Fremdes von sich abstößt und nicht sehen will. Gewiß. Auch Valéry sieht dieses wichtige Motiv jeder Goethedeutung. Aber er fährt fort: „Er findet seine völlige Befriedigung — und das ist eine der höchsten Ursachen seines Ruhmes — in einer gänzlichen Unterwerfung unter die Dinge, die sind, so wie sie sind — das heißt: so wie sie erscheinen. Er bekundet einen vollkommenen Gehorsam an die Weisungen der sinnlich wahrnehmbaren Welt. ‚Ich war immer der Meinung‘, sagt er, ‚daß die Welt nicht genialer sei als mein Genie.‘ Das geringste Blatt hat für ihn mehr Sinn als jedes Wort. Dieser Dichter schätzt die Worte gering.“

Was also bei Jaspers als Widersprüchlichkeit und Sich-Fernhalten gedeutet wird, erklärt Valéry als den Weg in die Welt der Erscheinungen. Es ist bezeichnend, wie oft Jaspers von der Widersprüchlichkeit der Art Goethes und von seiner Abneigung gegen ihm Fremdes spricht. Ja, sogar⁹ seine Aversion gegen Mikroskop und Fernrohr wird zu diesem Zweck herangezogen, während Valéry in, wie mir scheint, viel klarerem Verständnis für Goethes Bezug zur Natur Hamlet mit dem Totenschädel in der Hand als Bild der Verzweiflung beschwört und daneben die Gestalt Faustens, „der kaltblütig dieses finstere Ding aufhebt. Er prüft also und entziffert mit der größten Sorgfalt diesen Schädel; und am Ende seiner Prüfung ist es nicht ein von dem Nichts eingegebener Monolog, der von seinen Lippen kommt, sondern er sagt . . .“ (und dann zitiert Valéry die berühmten Sätze vom Zwischenkieferknochen). Um wieviel Goethe gemäßer scheint dieser Ansatz als die stete Bezugnahme auf das Grunderlebnis der Angstphilosophie und die stete Wiederholung des Satzes, daß der Dichter unter dem Entsetzen vor der Welterscheinung gelitten und dieses Entsetzen in sich dadurch überwunden habe, daß er sich selbst Grenzen auferlegt. Und wenn Jaspers schließlich darauf hinweist, daß Goethe

zwar fast nie im Leben glücklich gewesen sei, sich aber zu Maß und Entsagung durchgekämpft habe, um dem Entsetzlichen nicht ins Auge sehen zu müssen, so steht bei Valéry (und jetzt muß man wirklich das Original zitieren): „C'est que Goethe est tout espoir; il repousse, il écarte de soi tout ce qui peut affaiblir la volonté de vivre et de comprendre. Il ne recule devant aucune contradiction apparente; si la contradiction l'enrichit. Il brise vivement tous les liens, même les plus tendres; il veut ignorer tous les maux, même les plus proches, si ces liens, si ces maux lui font craindre de donner plus de vie qu'il n'en recevra de ces impressions. Il se tourne constamment, comme une de ces plantes qu'il aime, vers le plus lumineux et le plus chaud de l'instant . . .“

Worauf also kommt der Vergleich heraus? Valéry sagt uns, Goethe beherrschte die Kunst zu leben, er war ein Künstler des Lebens; Jaspers sagt, Goethe kämpfte sich zu einer Auffassung durch, in der das Leben wichtig war, weil das Entsetzen ausgeklammert wurde. Und wer keine Angst hat — sit venia verbo — dem fehlt eine wichtige Seite, ja das zentrale Erlebnis des Lebens überhaupt.

Sagte Jaspers nun nichts anderes als ganz einfach: Goethes Weltanschauung genüge den Anforderungen der Existenzphilosophie nicht, so wäre darüber wenig zu sagen. Aber er geht weiter und erklärt Goethe für überaltert, weil er diesen Anforderungen nicht genüge, und fordert eine neue Aneignung Goethes aus dem Geist der Philosophie der Angst. Und um dieser neuen Aneignung willen geht er so weit, die Kontinuität der abendländischen Geschichte zu leugnen und ein „Jetzt und Hier“ zu statuieren, das mit der Vergangenheit des Jahres 1800 nichts mehr zu tun hat.

Warum aber schließt der Philosoph mit dem Satz, der Deutsche fühle sich gleichsam zu Hause, wenn er mit Goethe verknüpft werde? Dürfen wir Jaspers glauben, wenn er plötzlich wieder hinter das von ihm in jüngster Gegenwart angenommene Jahr Eins zurückgeht in das Zeitalter des hoffnungslos Vergangenen? Wem der Gedanke geschichtlicher Kontinuität nach wie vor das A und O historisch-philosophischen Denkens ist, versetzt Goethe lieber als unter die Existentialdenker zweiten Grades dorthin, wo Valéry ihn hinverweist: „entre tous les Pères de la Pensée et les Docteurs de la Poésie — Pater Aestheticus in Aeternum“.

Talisman

Wenn die Menge irren Wahnes
auf den Gassen lärmt und tobt,
sei des alten Talismanes
ewige Wahrheit neu erprobt:
daß vergänglich das Geschrei ist,
wie des Pöbels Acht und Bann,
daß allein der Weise frei ist,
und daß sterblich der Tyrann.

Das Teufelsbündnis

Betrachtungen zu dem letzten Werk von Thomas Mann

An dem neuen Werk des gewaltigsten lebenden Autors deutscher Sprache wird kein geistig Interessierter vorbeigehen können. Das um so weniger, wenn sich das Werk mit dem deutschen Schicksal, um nicht zu sagen mit der deutschen Seele befaßt, wie eben der „Doktor Faustus“ Thomas Manns, dem er den Untertitel gab: „Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde“ (Stockholm, Bermann-Fischer-Verlag).

Adrian Leverkühn wurde 1885 in Kaisersaschern an der Saale geboren, war ein ungewöhnlich begabter Mensch, der der Musik so tief verhaftet war, daß er von ihr zu fliehen versuchte und Theologie studierte, aber natürlich wieder zur Musik zurückkehrte. Er wurde ein der Zeit weit vorausgreifender Komponist, der wesentliche Akzente zu seinem Schaffensdrang aus einer frühen venerischen Krankheit und aus einem Pakt mit dem Teufel zog. Denn: „Genie ist eine in der Krankheit tief erfahrene, aus ihr schöpfende und durch sie schöpferische Form der Lebenskraft“. Mit 45 Jahren beendete Leverkühn sein apokalyptisches Oratorium „Dr. Fausti Weheklag“, eine von letzter Trauer erfüllte „Zurücknahme der Neunten Symphonie“, und dann verfällt er, für noch zehn Jahre, bis zu seinem Tode im Jahre 1940 der geistigen Umnachtung. Der Lebensweg dieses außergewöhnlichen Menschen, der sich mit allen Erscheinungen und Spekulationen seiner Zeit geradezu universal-gebildet auseinandersetzte, verfolgte Schritt für Schritt sein Freund Dr. phil. Serenus Zeitblom, der es dann später, in den Jahren 1943 bis 1945, in Freising an der Isar, getreulich und liebevoll auf 773 Seiten aufzeichnete, wobei es ihm sehr gefiel, zwischen die episch breiten Schilderungen der kraterhaften Gedankenwelt Leverkühns Erkenntnisse und Tatsachenberichte aus unseren Tagen einzuflechten.

Es braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden, daß dieser Biograph Dr. phil. Serenus Zeitblom Thomas Mann selbst ist, der in Adrian Leverkühn einen konzentrierten „Typus“ des deutschen Menschen mit seinen Höhen und Tiefen zu schaffen und an seinem Beispiel auch die geistige Situation des deutschen Wesens, vom Mittelalter hergeleitet, aufzuzeichnen versucht hat.

Hier auch nur den Handlungsverlauf im Einzelnen, geschweige denn den Inhalt des umfangreichen Werkes kurz wiederzugeben, wäre ein unerfüllbares und unsinniges Verlangen. So muß es bei einigen grundsätzlichen Anmerkungen bewendet bleiben. Wie schon in seiner „Lotte in Weimar“, durch die Goethe in seiner apollinischen Größe meisterhaft in Erscheinung tritt, so bedient sich Thomas Mann auch hier im „Doktor Faustus“ einer eigenwilligen und lockeren Form, um seinen Roman aufzubauen. Es ist wieder ein Schachtelhalmroman geworden, also aus einzelnen, in sich völlig abgeschlossenen Teilen zu dem Ganzen aufgestockt, wobei die Fugen diesmal noch deutlicher sichtbar

werden als in früheren Werken. Die in sich gestraffte und mit letzter Artistik angewandte Sprache Thomas Manns brilliert wie immer. Die seitenlangen Exkurse über eine Fülle ganz spezieller wissenschaftlicher Gebiete, mag es sich nun um die Philosophie, die Farbenlehre, die Musikinstrumente, die Kompositionslehre oder was sonst auch immer handeln, Exkursionen, die dazu noch meist in Monologform erscheinen, sind keine einfache Lektüre. Um sich über die Darstellung dieser Wissensgebiete ein Urteil zu bilden, müßte man ein Gremium von Fachwissenschaftlern zusammenrufen. Uns klingen sie jedenfalls plausibel, und sie tragen sehr zur „Atmosphäre“ des Buches bei.

Wir finden auch wieder die Vorliebe zu schrulligen, altertümelnden Satzwendungen, die aber nun eine ganz durchsichtige Bedeutung erhalten, nämlich die, das Schwere leicht und das Ernste heiter zu machen, es handelt sich also um ein Kunstmittel, das der Ironie oft verwandter ist als dem Humor, und um die Absicht, dem Ernst, diesem nach Nietzsche „unmißverständlichen Abzeichen des mühsameren Stoffwechsels“ auszuweichen. Und es gelingt auf diese Art und dank der betonten Symbolik aller Personen und vieler Umstände wirklich, den außerordentlich mühsamen Stoffwechsel (um bei diesem Sprachbild zu bleiben) von Thomas Mann begreiflich und sinnvoll zu machen.

Die tiefere Bedeutung des Werkes erschließt sich mühelos, wenn man die Reden von Thomas Mann (die inzwischen als Broschüre im Suhrkamp-Verlag, Berlin erschienen sind), die er im Juni 1945 in Washington über „Deutschland und die Deutschen“ und im Juni 1947 in Zürich über „Nietzsches Philosophie“ gehalten hat, zu Rate zieht. Dann zeichnet sich deutlich ab, daß Adrian Leverkühn viele gemeinsame Züge mit Friedrich Nietzsche hat, dem sich hinwiederum Thomas Mann mit einem Teil seines Wesens verwandt fühlt, und dessen persönliches Leben und chaotische Philosophie ihm in mancher Hinsicht für das der Welt so sehr schwer zugängliche deutsche Wesen symptomatisch zu sein scheinen. Natürlich denkt Thomas Mann nie daran, Nietzsche oder sich selbst im „Doktor Faustus“ realiter zu porträtieren, sondern er nimmt nur Wesenszüge auf, mit deren Hilfe er dann zu manchem Kern des deutschen Volkes vordringt. Subjektives und Objektives verschränken sich, wie er sagt, bis zur Ununterscheidbarkeit, „das Subjektive schlägt sich als Objektives nieder und wird durch das Genie wieder zur Spontaneität erweckt — »dynamisiert«, wie wir sagen; es redet auf einmal die Sprache des Subjektiven“. Da tut sich dann neben dem Verwobensein mit der Musik, dem unermüdlichen Verschieben von Vernunft und Magie, der inneren und äußeren Maßlosigkeit, der echten und falschen Leidenschaft jene deutsche Gemütslandschaft auf, die Höhen und Tiefen von ungeahnten Ausmaßen enthält. Nicht, als ob Nietzsches „Atroziitäten und trunkenen Botschaften von Macht, Gewalt, Grausamkeit und politischem Betrug“ verteidigt werden sollten, nein, es geht Thomas Mann um die „Reizwirkungen“ auf eine ganze Epoche, um die Entdeckung der „Nachbarschaft von Ästhetizismus und Barbarei“ und um das „Dämonisch-Rückschlägige“ im Deutschen. So ist schließlich Doktor Faustus-Leverkühn nur „als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen“, mag er auch, „in extrem deutscher Gestalt“, mit Kierkegaard und Bergson eine geistesgeschichtliche Revolte gegen den klassischen Vernunftglauben des 18. und 19. Jahrhunderts (uns will nur

scheinen, lediglich aus der Hybris des Negativen heraus) sein. Nietzsche hat danach nicht dem Fascismus das geistige Gerüst gebaut, sondern nur „als sensibelstes Ausdrucks- und Registrierinstrument mit seinem Macht-Philosophen den heraufsteigenden Imperialismus vorempfunden und die fascistische Epoche des Abendlandes, in der wir leben und trotz dem militärischen Sieg über den Fascismus noch lange leben werden, als zitternde Nadel angekündigt“. An anderer Stelle heißt es: „Und der Teufel, Luthers Teufel, Faustens Teufel, will mir als eine sehr deutsche Figur erscheinen, das Bündnis mit ihm, die Teufelsverschreibung, um unter Drangabe des Seelenheils für eine Frist alle Schätze und Macht der Welt zu gewinnen, als etwas dem deutschen Wesen eigentümlich Naheliegendes“.

Thomas Mann deckt auf, was Luther für uns bedeutet und Erasmus von Rotterdam hätte bedeuten können, er nennt den Namen des Siegers über Nietzsche: Novalis — aber er kann ihm noch nicht folgen. Er gibt ein erschütterndes Bild des Wesens unserer Epoche, von der Leopold Ziegler schreibt: „Ubel beleumundet und sattem bekannt, stellt dieser gegenwärtige Kosmos unter allen erdenklichen Kosmoi den buchstäblich verzweifeltsten, nämlich in sich verzweifeltigsten, zwiespältigsten, verzwestesten dar, zu dessen Archon, Vorsteher, Fürst und Gebieter sich überdies der Widersacher in eigener Person, Diabolos, Satanas, aufzuschwingen vermocht hat!“

So wird in diesem „Doktor Faustus“ von Thomas Mann das deutsche Schicksal (zu dem er sich persönlich ausdrücklich in seiner Rede vom Juni 1945 bekennt: „ich habe es auch in mir ...“) in große Zusammenhänge gestellt, woraus sich unschwer ein Plädoyer für uns Deutsche ergibt. So sehr aber Thomas Mann auch den deutschen Zustand getroffen hat, so wenig gibt er ein Licht auf die mögliche Lösung des Problems frei. Man denkt an einen Ausspruch Gandhis: „Nie wird das Werk eines Menschen, mag er auch noch so groß sein, wahrhaft gedeihen, wenn er nicht einen ganz klaren religiösen Hintergrund hat“ — und diesen klaren Hintergrund hat Thomas Mann, wir sagen ausdrücklich: „noch“ nicht. Das zu Grabe getragene Zeitalter der Aufklärung und sein Lieblingslied, die Vernunft, geben sich bei Thomas Mann noch ein letztes überaus artistisches Stelldichein, wobei jedoch der Autor selbst zu erkennen gibt, daß es „so“ nicht weitergeht und daß dabei auch die „Magie“ das Metaphysische nicht zu ersetzen vermag. So hat es immerhin etwas Versöhnliches, wenn Adrian Leverkühns letzte Komposition eine „inständige Bitte um Seele“ ist und sein Freund, als er die Niederschrift dieses außergewöhnlichen Lebens beendete, zum Todesjahr 1940 notierte: „Deutschland, die Wangen hektisch gerötet, taumelte dazumal auf der Höhe wüster Triumphe, im Begriff, die Welt zu gewinnen kraft des einen Vertrages, den es zu halten gesonnen war, und den es mit seinem Blute gezeichnet hatte. Heute stürzt es, von Dämonen umschlungen, über einem Auge die Hand und mit dem anderen ins Graue starrend, hinab von Verzweiflung zu Verzweiflung. Wann wird es des Schlundes Grund erreichen? Wann wird aus letzter Hoffnungslosigkeit, ein Wunder, das über den Glauben geht, das Licht der Hoffnung tagen? Ein einsamer Mann faltet seine Hände und spricht: Gott sei eurer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland.“

Erzeugen oder verteilen?

Auszug aus einem Briefwechsel

Es dürfte wohl nicht mehr bestritten werden, daß das Bewirtschaftungssystem zusammengebrochen ist. Hierüber sind sich Gegner und Anhänger einer gelenkten Wirtschaft einig. Strittig ist, ob man den Ausweg in der sogenannten freien Wirtschaft suchen oder vielmehr versuchen soll, durch drakonische Gewalt die viel zu geringe Gütermenge einigermaßen gleichmäßig zu verteilen.

Vielleicht lohnt es sich, einmal darüber nachzudenken, daß gleiche Verteilung noch lange nicht gerechte Verteilung zu bedeuten braucht, wie denn überhaupt die Forderung nach Gleichheit schlechthin mit den Tatsachen der Natur nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Wir haben zu wählen zwischen dem gleichen Start für alle und einer gegen die Tatbestände der Menschennatur nur durch einen totalen Polizeistaat erzwingbaren Gleichheit, die in sich das Höchstmaß von Ungerechtigkeit birgt.

Unter diesem Blickpunkt ist es sinnvoller, die Notwendigkeiten unseres äußeren Lebens weniger unter dem Gesichtspunkt der Verteilung als dem der Erzeugung zu sehen, d. h. heute der Produktionssteigerung.

Zugegeben, daß unsere Möglichkeiten gering sind, aber sie sind noch lange nicht ausgeschöpft, und wenn wir auf die Hilfe der Umwelt rechnen müssen, so können wir dies mit um so besseren Gründen, wenn wir selbst dieser Umwelt ein Beispiel besonderer eigener Anstrengungen geben.

Diese eigenen Anstrengungen sind keineswegs nur von den Kalorien abhängig. Sie kosten keine einzige Kalorie — bringen vielmehr erhebliche Mengen ein — wenn wir uns im Rahmen unserer Zuständigkeiten bemühen, die zahlreichen Erschwernisse und Wirtschaftshemmungen im innerdeutschen Verkehr abzubauen, gegen die Spielart des unechten Föderalismus anzugehen — der nicht nur bei der Bayernpartei als grober Unfug, sondern auch anderswo sich unliebsam bemerkbar macht — mit Krähwinkelei und der „Rette-sich-wer-kann-Stimmung“ in den einzelnen Kreisen unseres Landes Schluß zu machen und alles zu tun, um die **Freizügigkeit** wieder herzustellen.

Wir müssen dem Aberglauben entgegenreten, daß Behörden Wesen, die mit höherem Verstand begabt sind, darstellen, und müssen mehr als bisher Können und Willen des Einzelnen ermutigen und schließlich eine große Zahl von Einzelmaßnahmen treffen, die die Produktionssteigerung im Rahmen unserer unausgeschöpften Möglichkeiten anregen.

Hier ist ein Wunschzettel an den Wirtschaftsrat in Frankfurt: Nicht müde werden, die Steuerreform noch vor der Währungsreform zu erlangen, Erleichterung des Wirtschaftsverkehrs in der Bizone durch einheitliche Reisemarken, Auflage an die größeren Städte, Notunterkünfte für Geschäftsreisende zu schaffen (Wohnungsnachweise, die um 18 Uhr schließen, sind ein Witz!), schrittweise Wiederherstellung der Gewerbefreiheit bzw. grundsätzlich unbeschränkte Neuzulassung zu den Gewerben. Die Fehlerquote des natürlichen Ausleseprozesses ist kleiner als die durch Behörden und Interessenverbände (zum Schutz des Bestehenden), Aufhebung der Rationierung auf sämtlichen Gebieten mit Ausnahme von Brot, Kartoffeln, Fett, Wohnungsraum, Kohle. Die damit verbundene Auflösung der aufgeblähten Verteilungsstellen würde der Wirtschaft Hunderttausende

von Arbeitskräften aller Art zuführen und die öffentlichen Etats erheblich entlasten. Dies hätte noch den unschätzbaren Vorteil, unzählige, an sich durchschnittlich anständige Menschen vor den Versuchungen der Korruption zu bewahren. Wenn berufstätige Kraftfahrer sich doch im Durchschnitt 80 bis 90 Prozent ihres Kraftstoffes organisieren müssen, kann man auf die Verteilung des Restes verzichten. Außerdem möge man jeden Kraftwagen, dessen Besitzer fahren will, zulassen, was die Verkehrsnot erheblich mildern würde.

Die Verteilungslenkung wird dann sehr einfach, übersichtlich und wirklich kontrollierbar. Für den dringenden öffentlichen Bedarf von Krankenhäusern, Feuerwehr, Polizei wird ein Brennstoffkontingent abgezweigt, der Rest an die Tankstellen gegeben. Die Folge wird sein, daß der Schwarzmarktpreis fallen und eine sinnvolle Konkurrenz einsetzen wird.

Die Landwirtschaft muß von ihrer Totalablieferungs-pflicht befreit und nur mit einem Lieferungsoll auf der Basis der Durchschnittserzeugung der letzten zwei Jahre belegt werden. Die Mehrerzeugung ist frei. Anreiz für den Ölfruchtanbau geben! Sodann mögen sich die landwirtschaftlichen Verbände unmittelbar an die Industrieverbände (Landmaschinen und Gerät) wenden und mit ihnen Lieferkontrakte gegen ihre freien Spitzen für die Werksküchen verabreden. Ohne Arbeitszwang werden dann die Arbeitskräfte zu den dringenden Produktionsstätten wandern.

Die wirtschaftlichen Lenkungsstellen — nur noch in ihren zentralen Stellen vorhanden, in ihrem Umfang auf ein Zehntel verkleinert — mögen dann mit Selbstverwaltungskörperschaften der Produzenten Lieferkontrakte schließen. Nur so kann, d. h. unter Einschaltung solcher Selbstverwaltungsgruppen, etwas so Dringendes wie das sogenannte Pfennigartikel-Programm verwirklicht werden.

Es wäre auch endlich an der Zeit, sich der industriellen Selbstverwaltungs- und Produktions-Gemeinschaften als zweckmäßiger Organisationsformen zu erinnern, die unter schwierigsten Verhältnissen ganz erhebliche Produktionssteigerungen während des Bombenkrieges vollbracht haben. Wenn man solche Selbstverwaltungsgremien auf der Grundlage der Freiwilligkeit an Stelle des Zwanges, des Anreizes an Stelle des Druckes, organisieren würde, so wird ihre Leistung noch entsprechend höher sein.

Was wäre, wenn man zum Beispiel eine ganz kleine Gruppe von Fachleuten mit der nötigen persönlichen Tatkraft zusammenstellte, ihnen ein paar Kraftwagen mit je 500 l Sprit und einigen Schwerstarbeiterkarten zur Verfügung stellte, um die zahlreichen, oft wegen geringfügiger Kleinigkeiten ausgefallenen Lokomotiven wieder in Gang zu bringen? Diese fliegende Gruppe hätte für die Ausbesserungswerke fehlende Teile aus der Industrie heranzuschaffen und Produktionshemmnisse zu beseitigen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß solche Männer, deren richtige Auswahl die sicherste Garantie gegen den Mißbrauch ihrer Mittel ist, in der Lage wären, in ganz kurzer Zeit zahlreiche kleine Reibungen zu beseitigen. Zehn reparierte Lokomotiven im Monat mehr würden den oben genannten Aufwand lohnen.

Ich weiß so gut wie meine Kritiker, daß man das fehlende Eisen und die fehlende Kohle nicht durch Illusion und guten Willen ersetzen kann. Aber mit dem, was noch da ist, kann zweifellos mehr erreicht werden, wenn man nur die entmutigten, brachliegenden und verschütteten Energien der übriggebliebenen Millionen mobilisiert.

Die Erfahrung des 19. Jahrhunderts hat gezeigt, daß kein System in der Lage war, so erhebliche Produktionsleistungen und -steigerungen hervorzubringen wie das freiheitliche. Seine Kritiker vergessen, daß wir im Leben für alles einen Preis zahlen müssen, auch für die Freiheit. Ich bin mir über diesen Preis durchaus klar, aber unsere aller Erfahrung zeigt uns, daß dieser Preis immerhin niedriger ist, als der einer gelenkten, kommandierten, kollektivistischen Wirtschaft.

Wir dürfen keine Wunder erwarten, auch nicht von der Dame Freiheit. Niemand kann in wenigen Monaten den Güter- und Wohnraumangel beseitigen, aber wir können jedermann das Gefühl geben, daß die Talsohle erreicht ist, wir können alle gefesselten Energien wecken und aus dieser neuen Hoffnung heute ungeahnte Kräfte ziehen. Wenn dies auch nur durch einen Teil der oben angedeuteten Maßnahmen ausgelöst wird, dann können wir mit besseren Argumenten unserer Umwelt sagen, sie möge diese Entwicklung durch großzügige Warenkredite unterstützen. Dann ist auch der psychologische Moment für die Währungsreform gekommen; dann, wenn es den Leuten einleuchtet, daß sie in absehbarer Zeit für ihr Geld wieder etwas kaufen können.

Kaum ein volkswirtschaftlicher Lehrsatz enthält in wenigen Worten so viel Weisheit wie Onkel Bräsigs Ausspruch: „Die Armut kommt von der Powertech“.

Die letzten Wurzeln einer Gesundung liegen freilich auf politischem Gebiet. Viktor Gollancz hat es so formuliert: „Ein föderalistisches Europa? Hundertmal ja! Ein föderalistisches Deutschland in einem nicht föderalistisch geeinten Europa Gefahr und Torheit!“

Eine sinnvolle Lösung des Widerspruchs zwischen Sicherheit und Ausnutzung der deutschen Erzeugungskraft für den Aufbau Europas läßt sich nur durch den Einbau Deutschlands in ein zunächst wirtschaftlich und dann politisch geeintes Europa lösen. Nur in dieser Einheit, in der Freiheit, kann letzten Endes das Ziel liegen, für das sich zu leben und zu arbeiten lohnt.

Der Preis

Du zahlst für alles: Nichts wird dir geschenkt.
 Und jedes Ding hat seinen festen Preis:
 Das Leben gibt — wenn es den Preis empfängt.
 Es gibt — du zahlst. So geht es Zug um Zug.
 Da hilft kein Feilschen, Mogeln, keine List:
 Bezahlen mußt du auch den Selbstbetrug.
 Was kostet Liebe? Ruhm? Erfolg? Und Glück?
 Enttäuschung. Tränen. Bitternis. Und Leid.
 Du mußt für alles zahlen Stück für Stück.
 Du zahlst, bis du nichts mehr zum Zahlen hast.
 Erdrückend, unerbittlich wächst die Schuld,
 die fordernde, noch ungetilgte Last.
 Trotz allem, was das Leben dir auch bot —
 die große Rechnung deckt sich doch zum Schluß:
 Den Rest der Schuld bezahlst du mit dem Tod.
 Dies ist der Preis, den jeder zahlen muß.

Siegfried von Vegesack

R u n d s i c h a u

Föderalistisch? In der ernst zu nehmenden Tagespresse, die bei weitem nicht so zahlreich ist wie die numerische Vielfalt der erscheinenden Zeitungen, wird in innerpolitischen Betrachtungen in letzter Zeit kaum ein Begriff so oft verwendet wie der des Föderalismus. Leider benutzt ihn nur fast ein jeder in anderer Absicht und, was viel schlimmer ist, in anderer Bedeutung. Vielfach handelt es sich dabei nur um einen Mißbrauch des Begriffes „Föderalismus“, um damit lediglich die schlecht klingende Bezeichnung des Separatismus zu umschreiben. Leider ist dadurch die Gefahr gegeben, daß andere in bössartiger oder dummer Weise Föderalismus einfach grundsätzlich mit Separatismus übersetzen. Nichts wäre falscher als das. Inzwischen ist der Begriff in seiner theoretisch-weltanschaulichen Bedeutung und seinem christlich-europäischen Ursprung mehrfach sehr klar und brauchbar definiert worden, letztlich noch in besonders kluger Weise durch F. A. Kramer in der Monatszeitschrift „Hochland“ („Die geistigen Grundlagen des Föderalismus“, Hochland 3. Heft, 1948). Aber alle Theorie ist grau. Für die Praxis fehlt es seitens der geistigen Vertreter des Föderalismus immer noch an einer brauchbaren Umschreibung der Ziele und Grenzen. Der Tagespolitik ist mit Begriffen wie „durchgängiges Prinzip“ usw. nicht gedient. Es wird aber langsam Zeit, daß auch für die praktische Anwendung einmal klar gesagt wird, worauf es ankommt, um so mehr, als sich sicherlich zu Unrecht immer weitere Kreise föderalistisch gebärden. Dazu gehört auch die ultranationalistische „Bayernpartei“, die mit dem Wort „föderalistisch“ heute den gleichen Stimmenfang versucht wie ihre Vorgänger vor 25 Jahren mit dem Wort „national“. Im Munde dieser Leute wird der Begriff zu einer Kampfparole gegen alles Weite, gegen alles Kosmopolitische und letztlich gegen die Vernunft. Dabei zeigt sich ganz deutlich, daß das deutsche Volk gerade heute von einem echten Drang erfüllt ist, aus der Enge in die Weite zu gelangen, aus der Heimat zu Deutschland und von Deutschland zu Europa, ohne das eine um des andern willen verraten zu wollen. Diesem latenten Drängen verdankt auch der Vorsitzende der CSU in Bayern, Dr. Josef Müller, seine Popularität und seine Mehrheit im Landesvorstand gegen die allzu lokalpatriotisch Betonten. Es wirkt geradezu beängstigend, daß die Föderalisten nicht endlich ganz konkret sagen, worauf sie zu verzichten bereit sind, um das große Ganze zu ermöglichen. Bestenfalls sprechen sie immer von dem, was sie alles autark beherrschen wollen. Sollen etwa die einzelnen Länder wieder eigene Zollverwaltung, eigene Finanzverwaltung, eigene Außenpolitik und eine eigene Strafgesetzgebung erhalten? Und läßt sich eine Wirtschaft noch in kleinsten Grenzen ertragreich leiten ohne den größeren Verband?

Auch wir sind föderalistisch, weil wir überzeugt sind, daß von der Familie über die Gemeinde zum Kreis und zum Land der naturgegebene Aufbau sich vollzieht; weil wir gegen eine Vermenschung sind; weil wir eine Schottung gegen totalitäre Vermassung wünschen; weil wir gegen eine Majorisierung der Vernunft Stellung nehmen und weil wir schließlich vor einer expansionistischen Zentrifugalkraft des „Reiches“ Angst haben. Deshalb sind wir aber noch lange nicht für eine

Kleinstaaterei, die heute einen Anachronismus darstellen würde. Auch wir denken gerne im Zusammenhang mit dem Föderalismus an die Schweiz. Aber wir sehen dann Deutschland als eine Schweiz an und die einzelnen Länder als Kantone. Es heißt den föderalistischen Begriff ad absurdum führen, wenn sich nun jedes Land bei uns für sich wiederum als Schweiz fühlt und letztlich dann niemand Kanton sein will. Dieses neckische Spiel kann man tagtäglich in Bayern verfolgen, wo sich Schwaben und Franken gegen den oberbayerischen Zentralismus zur Wehr setzen, oder wenn von Bayern aus die Kampffanfare gegen eine Wiedervereinigung des alten Colonia agrippina mit dem noch älteren Treveris, also von Köln und Trier, ertönt und die Parole „Groß-Rheinland“ ausgegeben wird, obwohl doch Köln und Trier, historisch betrachtet, eine nette Anzahl von Jahrhunderten länger zueinander gehören als beispielsweise Augsburg und München. Wenn also das Theoretisieren gerade um den Föderalismus nicht aufhört, wenn weiterhin innerhalb der Parteien wie einer CDU und CSU von integralen und nicht ganz echten Föderalisten gesprochen wird, wenn ein föderalistischer Politiker seinem unsympathischen Kollegen vorwirft, er sei kein echter Föderalist, nun, dann wird es nicht mehr sehr lange dauern, bis kein Mensch mehr etwas von dem ganzen Föderalismus wissen will und nur noch Förderasten übrig bleiben.

Weltkonferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam.

Für die Zeit vom 22. August bis zum 4. September d. J. hat der World Council of Churches zu einer Konferenz in Amsterdam geladen. Die evangelische Christenheit der ganzen Welt erwartet die Ergebnisse dieser Konferenz mit großer Spannung. Bekanntlich arbeitet seit 1938 der Ökumenische Rat der Kirchen als eine provisorische Organisation. Die erste Aufgabe der Weltkonferenz in Amsterdam wird es sein, ihm den Charakter einer festen Konstitution zu geben. An der Erfüllung dieser Aufgabe besteht kein Zweifel. Trotz seines provisorischen Charakters hat der Ökumenische Rat der Kirchen eine sowohl in die Weite wie in die Tiefe greifende Arbeit in den letzten Jahren verrichtet, die größte Achtung verdient. Jetzt schon gehören ihm 140 Kirchen aus rund 40 Ländern an, zu denen außer den evangelischen Kirchen auch die orthodoxe Kirche gehört. So eignet ihm auch heute schon ein moralisches Gewicht von großer Bedeutung. Die Probleme, die in Amsterdam auf Erledigung warten, sind sehr umfassend. Es harren folgende Fragen ihrer Lösung: 1. Die Bibel und die Botschaft der Kirche an die Welt; 2. Freiheit und Ordnung in der modernen Welt; 3. die Evangelisationsaufgabe der Kirche; 4. die gestörte Ordnung der Menschheit und Gottes Pläne; 5. die Frage der Jugend, die zu der Aufgabe mißbraucht wurde, auf den Schlachtfeldern zu kämpfen, und den Wunsch hat, die Schlacht des Friedens zu schlagen.

Endlich die sechste Aufgabe, die für den Erfolg der Konferenz von entscheidender Bedeutung ist: die Abfassung einer Botschaft der Weltkonferenz an unsere Zeit und die auf eine Antwort wartende Welt. Besonderes Interesse wird in Laienkreisen die 4. Aufgabe finden, für die, wie für alle andern Aufgaben eine staunenswerte Vorarbeit von mehr als 200 Personen von Geistlichen wie von Laien geleistet worden ist und die folgenden Themen behandeln wird: Die universale Kirche nach Gottes Plan; Das Zeugnis der Kirche für Gottes Plan; Die Kirche und die gestörte Ordnung der Gesellschaft und Die Kirche und die inter-

nationalen Fragen. Die aus diesen Themen sich ergebenden Fragen lauten: Was ist die Kirche? Was ist Evangelisation und — vielleicht die wichtigste Frage — was kann die Kirche tun gegen die ungerechte soziale Ordnung der Welt? und endlich: Was kann die Kirche bieten, um über die ganze Welt Frieden und guten Willen zu verbreiten? Besondere Aufmerksamkeit wird auch die Aufgabe finden, die die Kirche sich für die Jugend gestellt hat. Eine besondere Abteilung in dem Ökumenischen Rat der Kirchen arbeitet schon seit langem in der Jugendfrage und hat bemerkenswerte Erfolge erzielt. Die Art, wie die Aufgabe zu lösen ist, hat der Bischof von Chichester in klassischer Form formuliert: er erklärt es für nicht genügend, irgendwelche theologischen Formulierungen zu geben, und wehrt sich gegen Platitüden, die nichts nützen können; auch Diagnose und Analyse allein wären nicht genug. Der Ökumenische Rat der Kirchen könne keine Friedensverträge schließen. Das sei nicht seine Aufgabe. Er müsse sich eindeutig klar werden über die internationale Krise und sich bewußt sein, daß er zu einer Welt in schwerster Krise zu sprechen hätte. — Alle Vertreter der Kirchen sind sich bewußt, daß alle menschliche Arbeit nicht zum Ziele führen kann, wenn sie nicht unter Gottes Gebot gestellt und durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes zum Ende gebracht werden kann. In ähnlicher Art haben sich Bischof Berggrav und Erzbischof Eidem geäußert. Die katholische Kirche wird aller Voraussicht nach sich durch Entsendung von Beobachtern auch an den Arbeiten der Weltkonferenz beteiligen. — Alle Menschen, die erkannt haben, daß heute jeder Einzelne vor die Entscheidung gestellt ist, zwischen Gott und dem Satan, zwischen der Front des Guten und der Front des Bösen zu wählen, hoffen in brennender Sorge, daß die Konferenz die Worte finden wird, die allein der ungeheuren Aufgabe gerecht werden können. Wir werden über die Konferenz ausführlich berichten.

Confessio humana et germanica. In der erneuerten Paulskirche in Frankfurt a. M. sprach am 18. Mai dieses Jahres der deutsche Dichter Fritz von Unruh, der zum erstenmal nach seiner Emigration wieder den Fuß auf deutschen Boden setzte. Seine Rede, die auch in der ausführlichen gedruckten Wiedergabe einen fast so starken Eindruck hervorruft, wie er sich den ergriffenen Anwesenden bei der Feier mitteilte, ist weitaus wichtiger als alle noch so gut gemeinten Sprüche deutscher Minister, die wir so reichlich gehört haben, ohne daß ihnen eine Wirkung beschert gewesen wäre. Hier legte ein bis in die innerste Tiefe seines Wesens aufgeführter Dichter ein Bekenntnis ab zu den hohen Begriffen der Menschheit, für die er gestritten hat und denen er kompromißlos dient, und ein Bekenntnis zu dem Lenker unser aller Geschehe. Fritz von Unruh hat das volle Recht, so zu sprechen, wie er gesprochen hat. Denn er hat alles getan, was in seinen Kräften stand, um dem Ungeist und dem Verbrechen, für das wir alle verantwortlich sind, entgegenzutreten. Daß er persönlich sich selber fragt, ob er genug getan hätte, ehrt ihn. Der Weg, den Fritz von Unruh zeigt, bei sich selber anzufangen mit der Änderung, für die Reinigung des neuen deutschen Geistestempels zu sorgen, sich jeder unwahren Parole zu versagen und ein Vortrupp zu werden für das neue Europa und für die Umgestaltung der Gesinnung der Menschheit, das ist der Weg, den die deutsche Jugend gehen muß. Der *Confessio humana* fügt er eine *Confessio germanica* an. Er erinnert eindringlich daran, daß dieses Volk, das jetzt unter Gottes Gericht steht, in der

Gnade Gottes lange Zeit gewesen ist, als Johann Sebastian Bach, als Goethe, als Kant, als Beethoven und Mozart und so viele andere große Geister dem deutschen Namen zu Ehre und Ansehen verhalfen. So scharf er den Mißbrauch der Namen dieser großen Menschen „als blecherne Fanfare der Eitelkeit, um vor dem Ausland zu protzen“, verurteilt, so sehr betont er, daß wir Anlaß haben, trotz allem stolz darauf zu sein, daß wir Deutsche sind, wenn wir in tiefster Verpflichtung gegen diese Höhe des deutschen Geistes und in echter Demut uns bemühen werden, ihr wieder nahezukommen, frei von Nationalismus und Machtgier.

Der Fall Falkenhausen. Am 20. Februar 1948 erschien in Nr. 745 des 16. Jahrganges der Schweizer Wochenzeitung „Die Weltwoche“ ein Artikel „Der Fall Falkenhausen“, der eine gerechte Würdigung des deutschen Generals und des Menschen von Falkenhausen brachte. Es heißt dort u. a.:

„... Er hat soldatische Dienste geleistet: »He was the first of us«, wie ein englischer Kriegskorrespondent von ihm schrieb. Aber seine größten Leistungen vollbrachte er wohl auf dem Felde der Verwaltung und der Diplomatie. Als ihn das Geschick auf einen Posten berief, von dem aus er den Faschismus ohne militärische Waffen bekämpfen konnte, da errang er einen der denkwürdigsten Siege des vergangenen Krieges. Wenn man an ihn den Maßstab legt, mit dem die Engländer die Güte eines Staatsmannes messen, nämlich in welchem Grade er fähig ist, »to make a human machine work smoothly«, und in welchem Maße er es verstand, »the feeling of the spiritual wellbeing« zu verbreiten, dann ist er ein Staatsmann allererster Klasse.

Seine politische Philosophie kreist um Grundgedanken, die sich in zwei Zitaten spiegeln, die er gern zum Ausgangspunkt bei Gesprächen nimmt. Das eine Wort stammt von Konfuzius: »Jede Macht verdirbt den Menschen, aber absolute Macht verdirbt ihn vollständig« und das andere von Montesquieu: »Glücklich das Volk, dessen Annalen langweilig sind«...

... Von 1934 bis 1938 hat Falkenhausen dem Marschall Tschiang Kai-scheck als Generalberater mit einem Stab von Fachleuten gedient. Ab 1937 leitete er in gleicher Eigenschaft die Operationen gegen Japan. Die erwähnte Behauptung des englischen Journalisten ist also unzutreffend, wenn man darunter Widerstand in großem militärischen Maßstab versteht. Was Falkenhausen in China leistete, darüber hat die Geschichte bereits in klaren Ausdrücken des Lobes ihr Urteil gesprochen. Er würde wohl noch heute seine chinesische Aufgabe erfüllen, wenn ihn nicht 1938 Ribbentrop auf Veranlassung der Japaner gezwungen hätte, nach Deutschland zurückzukehren. Man hatte gedroht, im Falle der Weigerung seine Geschwister ins Gefängnis zu werfen.

Vom Mai 1940 bis Mittsommer 1944 bekleidete Falkenhausen den Posten des Militärbefehlshabers in Belgien und Nordfrankreich. Der Weg vom ersten Berater des Stabschefs der volkreichsten Nation der Erde zum Gouverneur eines kleinen Territoriums, bevölkert von zwölf Millionen Menschen, scheint einen beinahe demütigenden Abstieg zu beinhalten. Dennoch wage ich die Behauptung, daß Falkenhausen hier die bisher größte Schlacht seines Lebens schlug. Ein gelungener Feldzug für Freiheit, Recht und Wahrheit innerhalb der Mauern des Hitlerschen Wahnsinnregimes ist gewiß als schwierige Leistung zu bewerten. Mag bei Anlegung wenig angängiger absoluter Maßstäbe die Kritik allerlei Stoff im

einzelnen finden, dennoch bleibt folgendes Fazit des Falkenhausenschen Regiments unbestreitbar: Belgien, das sich nur zu 47 Prozent von den Erträgen des eigenen Ackers ernähren kann, wurde ohne ernstliche Schädigungen der Volksgesundheit durch den Krieg gebracht. Plünderungen und Demontagen in nennenswertem Umfang konnten verhindert werden. Dafür, daß die Bezahlung der nach Deutschland gehenden Leistungen in Papier erfolgte, ist der Militärbefehlshaber nicht verantwortlich. Demgegenüber steht auch die Erhaltung, ja in wichtigen Sparten der Ausbau des Wirtschaftsapparates. Verfassung, wesentliche Einrichtungen und Grundgesetze wurden nicht angetastet. Die von der Partei geförderten separatistischen Volkstumsbewegungen wurden von der Militärregierung bewußt kurz gehalten. Eine Überhitzung des Ressentiments nach innen und außen konnte vermieden werden. Wieviel Scharfsinn und Verantwortung nötig war, um solche Politik als Beauftragter Hitlers durchzusetzen, können nur diejenigen recht ermessen, die innerhalb seines Tollhauses versuchten, den Kopf klar zu halten. Die Nachwirkungen sind offensichtlich. Wie in jedem Augenblick des Krieges Belgien, verglichen mit den Verhältnissen in Deutschland selbst, als Insel der Seligen erschien, so steht dieses Land auch heute noch als eines der prosperierendsten Gebiete des ganzen Westens da.

Im Juli 1944 wurde der General von seinem Posten entfernt, weil er sich den Forderungen des Gauleiters Sauckel hinsichtlich der Deportierung belgischer Arbeiter nach Deutschland widersetzte. (Daß er mit der Widerstandsbewegung in Verbindung gestanden hatte, war offenbar dem Regime nicht bekannt.) Er durchlief die üblichen Stationen von Gefängnissen und Konzentrationslagern. April 1945 wurde er in Dachau von den Amerikanern befreit — leider nur, um eine neue Rundreise durch Gefängnisse, Kriegsgefangenenlager und Zivilinternierungslager anzutreten.

Bald nach Kriegsschluß meldeten sich Stimmen, belgische, englische, französische, amerikanische und chinesische natürlich, prominente und weniger prominente, die sich für das Los Falkenhausens interessierten. Sie verdichteten sich schließlich zu einer Pressekampagne, insbesondere in englischen Zeitungen, die auf die ungewöhnlichen Verdienste des Generals um die Prinzipien der Demokratie und das Schicksal der Belgier und Nordfranzosen in beredten Plädoyers hinwies. Der angestrebte Erfolg der Freilassung blieb bis heute aus.

Der General äußerte kürzlich: »Der Kampf für Recht und Wahrheit ist gefährlich. Er hat mich in die Gefängnisse der Gestapo gebracht und nicht verhindern können, daß ich durch die Alliierten durch weitere Gefängnisse geschleppt wurde. Bisher hat mir niemand zu sagen vermocht, welchen Weg ich beim Eintreten für Recht und Wahrheit hätte gehen sollen, der weniger gefährlich gewesen wäre.« Der englische Journalist George Edinger resümierte in »Manchester Guardian Weekly« vom 22. Mai 1947 den Fall wie folgt: »Seit 1944 ist dieser Offizier hinter Stacheldraht, möglicherweise wenig Unterschied feststellend zwischen der SS und seinen polnischen Gefängniswärtern und vermutlich völlig überzeugt von der Unratsamkeit des Kampfes für die Grundsätze der Humanität«.

Dr. T. Z."

Im letzten Absatz lesen wir: „Nach den neuesten Meldungen soll General von Falkenhausen, der sich bisher in amerikanischer Obhut befand, in diesen Tagen nach Belgien überwiesen werden.“

General von Falkenhausen ist nach Belgien überwiesen worden, und die Annahme des Artikels, daß „die verantwortlichen Männer des heutigen Belgiens die Verdienste Falkenhausens durch Nichterhebung von Beschuldigungen anerkannt“ haben, stellt sich als ein bedauerlicher Irrtum heraus. General von Falkenhausen befindet sich wiederum in Haft in einer Einzelzelle, und Termin gegen ihn soll Ende des Jahres stattfinden, wodurch die jahrelange Haft dieses Mannes, der in der Widerstandsbewegung eine große Rolle gespielt hat und dem vielleicht die entscheidende Rolle zugefallen wäre, wenn nicht kleinliche Intrigen, an denen Gisevius nicht unbeteiligt war, ihn ausgeschaltet hätten, nun wieder um viele Monate verlängert wird. — Es gehört vielleicht zu den verhängnisvollsten Irrtümern der Siegermächte, daß alles das, was die Deutschen unter sich während des Krieges ausgefochten haben, also der tragische Kampf des deutschen Widerstandes gegen das Hitlerregime, die Alliierten nicht das geringste angehe. Man hat sogar keine Bedenken, sich des Rates und der Hilfe derer zu bedienen, die nicht nur bis zum Schluß das Regime unterstützt haben, sondern den Kämpfern des 20. Juli in den Rücken gefallen sind und dabei das ganze Ausmaß ihres schäbigen Charakters und ihrer inneren Feigheit bekundeten. Die Träger des deutschen Widerstandes, die allerdings auch keinen Versuch gemacht haben, sich mit den Alliierten anzubiedern, hat man ungetreu dem Worte Churchills „Jeder, der Hitlers Feind ist, ist unser Freund“ nicht einmal gefragt, welche Deutschen als zuverlässig gelten könnten, um mit ihnen ein neues Deutschland aufzubauen, und wo denn die wirklichen Giftträger des Nazismus und Nationalismus heute in Deutschland zu finden wären. Die Träger des Widerstandes haben sich niemals als „Verbündete“ irgendeiner Macht betrachtet, die mit Deutschland im Kriege lag, wie es heute einige Parteien tun, sondern haben die große Verpflichtung gefühlt und dafür ihr Leben eingesetzt, die Vorausbildung der großen Menschheitsfront gegen Unmenschlichkeit, Totalitarismus, Terror und Unterdrückung von Recht und Freiheit zu sein. Sie haben in größter Vereinsamung und in tragischer Verlassenheit für die großen, ewigen Werte der Menschheit gekämpft. Sie sind für diese Ziele früher eingetreten, als es die Alliierten für notwendig befunden haben, obwohl sie von den Trägern der deutschen Widerstandsbewegung rechtzeitig über die wahre Art des Nationalsozialismus und die furchtbare Gefahr für den Frieden der Welt aufmerksam gemacht worden sind. Es ist für sie eine erneute Bestätigung, daß ihr Kampf vergeblich gewesen ist, wenn einer ihrer besten Vertreter, der General von Falkenhausen, nun wieder auf lange Zeit im fremden Land im Gefängnis festgehalten wird. Nach Mitteilung einer Korrespondenz hat ein Angehöriger des belgischen Hochadels, dem eine Auszeichnung für seine Verdienste während der Okkupationszeit verliehen wurde, erklärt: „Ich kann mich dieser Ehrung nicht wirklich freuen, solange der deutsche General von Falkenhausen sich nicht in Freiheit befindet.“

Eine begrüßenswerte Kundgebung. Das Präsidium des Deutschen Städtetages hat zum 8. Mai 1948, dem Tage, der zum dritten Male die Wiederkehr des Endes der Feindseligkeiten brachte, ohne daß in den darauffolgenden drei Jahren der Friede eingetreten wäre, folgende Kundgebung erlassen:

„An die Bürger der deutschen Städte. Zur dritten Wiederkehr des Tages, der das Ende der bewaffneten Feindseligkeiten, aber unserem Volke nicht den Frieden gebracht hat, wenden wir uns an unsere Mitbürger mit dem Ruf, den Willen zum Frieden, sei es auch im kleinen Umkreise, zu betätigen.

Bewahret brüderliche Gesinnung vor allem an den Vertriebenen und an den anderen Opfern des Krieges, doch auch gegen jedermann in den großen Entscheidungen des Lebens und in den kleinen Nöten des Alltags.

Wendet eure Hilfsbereitschaft in Sonderheit denen zu, die im Namen unseres Volkes aus politischen oder rassischen Gründen verfolgt worden sind, und erfüllt so wenigstens moralisch einen bescheidenen Teil jenes Anspruches auf Wiedergutmachung, dem materiell voll gerecht zu werden wir nicht in der Lage sind.

Nehmet die Flüchtlinge aus den Nachbarvölkern hilfreich auf, und rechnet ihnen nicht nach, was in den letzten Jahren auch bei ihnen geschehen ist, damit einmal die unselige Kette von Haß und Rache, Vergeltung und Widervergeltung zerrissen werde.

Lasset auch in unserem Volke keine neue Verhärtung Platz greifen, sondern zieht in einem Akt der Versöhnung den Strich unter die Vergangenheit, hinter dem die Verbrecher zurückbleiben, von dem aus die Menschen guten Willens gemeinsam in eine bessere Zukunft aufbrechen können.

Wirket dahin, daß der notwendige Ausgleich zwischen den Enterbten und den Gewinnern der furchterlichen Lotterie des Zufalls zum Ausgangspunkt einer gesellschaftlichen Neuordnung auf unserer tief herabgedrückten Lebenshöhe werde.

Wahret, solange der nationale Zusammenschluß uns verwehrt ist, die Einheit durch die stillschweigende tägliche Abstimmung der Herzen und des Bewußtseins, haltet euch zugleich bereit für die willige Einfügung in eine über-nationale Gemeinschaft.

Solche Grundsätze in der Wirklichkeit des persönlichen Lebens und der Öffentlichkeit Gestalt gewinnen zu lassen, ist vornehme Pflicht gerade der kommunalen Selbstverwaltung und aller Menschen, die sie tragen.

Wenn wir so im tätigen Geiste sittlicher Erneuerung und sozialer Neuordnung leben, mag es auch unseren früheren Gegnern leichter werden, uns in neuem Verständnis zu begegnen und unserem Volke den Frieden zu geben, nach dem es so heiß verlangt.“

Wir verweisen ausdrücklich auf diese Kundgebung, weil sie sich in wohl-tuender Weise von Kundgebungen unterscheidet, wie wir sie von Regierungsstellen oder Parteileitungen gewöhnt sind und weil sie ein Zeugnis einer neuen Gesinnung ist. In ihr findet sich kein Wort der ebenso schädlichen wie verächtlichen Selbstbemitleidung der Deutschen, sondern sie fordert im Gegenteil das gesamte deutsche Volk auf, zunächst einmal die eigene Kraft aufs äußerste anzuspannen, um den Ärmsten der Armen des eigenen Volkes gemeinsam zu helfen, der tätigen Liebe den ersten Platz einzuräumen und dadurch erst die Voraussetzungen zu schaffen, daß wir mit einem gewissen moralischen Recht auf die Hilfe des Auslands hoffen können. Es ist ein Appell an die Moral, deren Wiederherstellung die Grundlage allen deutschen Handelns sein muß. Es steht zu hoffen, daß dieser vorbildliche Appell wirklich gehört wird.

Superior Schmider 1. Einen schmerzlichen und unersetzlichen Verlust haben nicht nur die Freunde von Monsignore Schmider, sondern das ganze deutsche Volk durch seinen Tod erlitten. Superior Schmider war einer der katholischen Geistlichen, dessen Wirken von allen christlichen Kreisen Deutschlands gewürdigt worden ist. Was dieser Mann, der bei seinen großen Gaben und seiner geistigen und geistlichen Bedeutung von einer fast erschütternden Bescheidenheit und Zurückhaltung für seine eigene Person war, an Liebeswerken geleistet hat in den von ihm geleiteten Anstalten und den angeschlossenen Krankenhäusern und Erholungsheimen, das gehört der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in Deutschland an. Was uns aber besonders bewegt, dieses Mannes zu gedenken, ist die Tatsache, daß er in der Hitlerzeit mit großer Festigkeit und ohne Gedanken an die für ihn möglichen Folgen nicht nur durch sein untadeliges Beispiel vielen Menschen half, sich innerlich unverletzt zu erhalten, sondern daß er — mutiger als sehr viele jüngere Menschen — Angehörige der Widerstandsbewegung geschützt und vor Verfolgung und Verhaftung bewahrt hat. So manchen aus diesen Kreisen hat Superior Schmider persönlich in dem von ihm gelenkten Auto vor dem Zugriff der Gestapo gerettet. Um ihn war eine Atmosphäre von Reinheit, Güte und Liebe, der sich niemand entziehen konnte und die niemand, der diesem seltenen Menschen nahetreten durfte, je vergessen wird.

Für die Begabten. Im Aprilheft der SED-Zeitschrift „Die Einheit“ greift Hans R. Merkel in Auerbach den Aufsatz von Dr. Hartnacke in der Novembernummer der „Deutschen Rundschau“ (1946) an. Der Aufsatz muß der SED wohl recht unbequem sein, sonst würde man wohl nicht so oft auf ihn zurückkommen und zu hanebüchenen Entstellungen greifen. Merkel fragt: „Wie kommt Herr Dr. Hartnacke zu der Behauptung, daß die Schüler der früheren Volksschule durchweg Dumme gewesen seien?“ Nun, das hat Hartnacke nirgendwo behauptet, vielmehr hat er seit Jahrzehnten Ermittlungen angestellt und Statistiken darüber publiziert, wie sich hochleistende, gute, genügende, mangelhafte und hilfschulbedürftige Schüler auf die Volksschuljahrgänge verteilen. Es gehört schon ein gerüttelt Maß von Unverständnis und bösem Willen dazu, eine solche Frage an Hartnacke zu richten und ihm zu unterstellen, er wolle die »land«-läufige Meinung aufrechterhalten, daß die Angehörigen der »gehobenen Berufsgruppen« ohne weiteres zu Intelligenzberufen prädestiniert seien.“ Hartnacke hat das nicht behauptet, wohl aber die unbestreitbare Tatsache vielfach belegt, daß im Nachwuchs der gehobenen Berufsgruppen der Prozentsatz von solchen, die für geistige Berufe anlagenmäßig geeignet sind, wesentlich höher ist als im Gesamtvolke oder im Nachwuchs der nicht gehobenen Berufe ohne Auslesevorzeichen. Daß in der höheren Schule viele Ungeeignete gewesen sind, ist in dem Buche „Geist und Torheit auf Primanerbänken“ (Hartnacke-Wohlfahrt) schlagend nachgewiesen. Wer Hartnackes publizistische Arbeit nur einigermaßen kennt, weiß, was er theoretisch und praktisch getan hat, die höhere Schule vom Ballast der Ungeeigneten zu befreien. Hartnackes Kampf gilt nur der ungegliederten Einheitsschule, der Einheitsschule, die in den geistig tragenden Fächern (Deutsch, Rechnen, Geschichte, Erdkunde, Naturlehre) im fünften bis achten Schuljahre die Kinder zusammenläßt, statt sie nach Begabungsstufen zu gliedern. Mit Zusatzkursen ist nichts geholfen. Erfahrungen in der Dresdner Versuchsschule, die Hartnacke durch lange Jahre beobachtet hat, haben den klaren Nachweis er-

bracht, daß eine in den Hauptfächern undifferenzierte Einheitsschule die entsprechenden Altersklassen der höheren Schule nicht hat ersetzen können. Das hat sie an sich auch nicht gewollt. Aber die für sie maßgebende Organisationsform: Gleicher Klassenunterricht und Zusatzkurse wird jetzt der Öffentlichkeit als das Mittel gepriesen, allen Begabungen gerecht zu werden und den Vorwurf „Handikap der Begabten“ zu entkräften. Der ist so lange nicht zu entkräften, wie Begabte und Minderbegabte in einer Front unterrichtet werden sollen. Solange das der Sinn der Einheitsschule ist, muß man darauf bestehen, daß das Recht des einzelnen auf die ihm gemäße Ausbildungshöhe sicherzustellen ist. Heute ist die Begabung in ihrem einfachsten Menschenrecht überall da bedroht, wo die Grundschule über mehr als vier Jahre sich erstreckt und gerade in den Hauptfächern „über einen Kamm schert“. Das will die Einheitsschule. Man erwartet ja gerade, daß der Einfluß der guten Schüler auf die schwachen sich „anspornend und befruchtend auswirke“. Wenn solche Erwartung begründet wäre, dürfte man die Hilfsschüler nicht aussondern. Dem Ansporn für die schwachen Schüler steht zum mindesten die Hemmung der Begabten durch verlangsames Tempo aus vermindertem Tiefgang des Unterrichts gegenüber, von der ansteckenden Kraft der Faulheit und geistigen Trägheit auf entsprechend anfällige Mitschüler gar nicht zu reden. Jede in den Hauptfächern undifferenzierte Einheitsschule ist ein Attentat auf den geistigen Menschen.

Auslandsstimmen

Die Technik des Kommunismus

wird von dem bekannten französischen Politiker Bertrand de Jouvenel in einem besonders geistreichen Leitartikel der amerikanischen Wochenkorrespondenz „Human Events“ (Nr. 218) auseinandergesetzt. Er analysiert zunächst den Unterschied zwischen der Technik Hitlers, der stets zu militärischen Machtmitteln habe greifen müssen, da er in keinem Lande außer Österreich eine Fünfte Kolonne besessen hätte, was ja auch bei der Natur des deutschen Nationalismus und Pangermanismus ausgeschlossen gewesen sei, während der internationale Kommunismus überall seine Partisanen habe. Im Anschluß daran entwickelt er die Technik des Kommunismus, wie sie besonders in Frankreich hervorgetreten sei, und legt seine einzelnen Operationen bei der Machtergreifung in einem Lande dar. Die erste Operation nennt er „die nationale Losung“, den Appell des Kommunismus an die nationalen Instinkte der Masse; die zweite bestehe in der Bildung der sogenannten Volksfront, welche den Kommunisten alle politi-

schen Schlüsselstellungen in die Hände gebe; die dritte bezeichnet er als Operation „Kuckuck“, die Verschmelzung der Kommunisten mit den Sozialdemokraten, wobei die ersteren sich — wie Stalins Beispiel gezeigt hat — die ausschlaggebenden Sekretariatsposten sichern; dann komme die Operation „Basile“, genannt nach der berühmten Verleumdung in Rossinis „Barbier von Sevilla“, bei welcher alle eventuellen Gegner durch Denunzationen als Faschisten oder Judenfeinde oder Deutschfreunde ausgeschaltet würden. Die Krönung bilde dann die Göring zu Ehren sogenannte „Operation Reichstag“, die Aufdeckung einer Verschwörung und Liquidierung aller Gegner. Das ist nach Jouvenel das Schema in Frankreich, das indessen nach seiner Meinung allgemeine Gültigkeit besitzt.

Eine scharfe Kritik der bisherigen amerikanischen Politik

noch schärfer, als man sie von Walter Lippmann gewohnt ist (vgl. „The Atlantic Monthly“ Februar 1948), gibt der be-

kannte amerikanische Autor Felix Morley in „Human Events“ (Nr. 217) und erbringt damit erneut den Beweis, daß die Presse in USA wahrhaft frei ist. Morley räumt ein, daß Präsident Truman die Fehler der Rooseveltischen Politik — die Kapitulation vor Stalin und die Auslieferung Europas an ihn — habe übernehmen müssen, weist aber darauf hin, daß diese Fehler von Truman verschärft seien, indem er die Nordmandschurei und Korea als Gegenleistung für eine fünftägige Beteiligung am Kriege gegen Japan den Russen überlassen, das die kommunistische Hegemonie in Europa stabilisierende Potsdamer Abkommen gezeichnet, die Illusion der UNO genährt und die beschämende Palästina-Tragödie durch seine Nachgiebigkeit dem Zionismus gegenüber ermöglicht habe. Als wahrhaftes Verbrechen bezeichnet der Verfasser den militärisch überflüssigen Abwurf der Atombombe über Nagasaki und die Inszenierung der Nürnberger „Justizkomödie“. In dem durch alle diese politischen Fehler hervorgerufenen Chaos wisse sich Truman offenbar keinen anderen Rat mehr, als den Marshall-Plan in ein Kriegsinstrument umzuwandeln, statt den Kommunismus mit geistigen Mitteln zu bekämpfen. Amerika habe nicht nur deutsche Fabriken, sondern den ganzen Baug der amerikanischen Ideale demontiert und müsse das wiedergutmachen, wozu indessen ein Krieg nicht das geeignete Mittel sei.

„Der uneigennützige Marshall-Plan.“

Unter dem Titel „Eine uneigennützige Tat“ veröffentlicht „The Economist“ (16. April 1948) einen Leitartikel, in dem darauf hingewiesen wird, die Menschen hätten sich so sehr an den Marshall-Plan gewöhnt und „seine fabelhaften Eigenschaften weggeredet, daß sie es verlernt hätten, ihn als das zu betrachten, was er wirklich sei, als eine Tat, die in der Geschichte beispiellos dasteht“. Noch vor einem Jahre sei ein solcher Plan, nach dem die Vereinigten Staaten trotz Warenmangels 5 Milliarden an Gütern als erste Rate eines friedlichen Wiederaufbauprogramms Europa zur Verfügung stellten, undenkbar gewesen. Die russische Bedrohung aber habe die Leiter der amerikanischen Politik zu schleunigem Handeln bestimmt und diese „begeisterte und groß-

zügige Diplomatie“ habe beim ganzen amerikanischen Volk Zustimmung gefunden. Nun sei es freilich Sache der europäischen Staaten, nicht in der Rolle des Almosenempfängers zu verharren, sondern mit amerikanischer Hilfe ihre eigene Wirtschaft wieder aufzubauen. Dann werde auch weitere amerikanische Unterstützung geleistet werden, während sonst die Gefahr bestehe, daß das Interesse des Kongresses an Europa abnehmen könne. „The Spectator“ (9. April 1948) widmet gleichfalls dem Marshall-Plan Worte der Bewunderung und bezeichnet Lebensmittel, Petroleum, halbfertigen Stahl, Baumwolle und verschiedene andere Waren als die zunächst erforderlichen Importe. Die Herstellung einer Übereinstimmung von Lieferung und Nachfrage, die schon während des Krieges in den ersten Monaten des Leih- und Pachtvertrages nicht einfach gewesen sei, werde allerdings auch künftig Schwierigkeiten verursachen, Schwierigkeiten, die noch dadurch erhöht würden, daß die amerikanischen Lieferanten mit 16, oder mit Westdeutschland 17 einzelnen Antragstellern zu tun haben würden. Könnten sie sich nicht einigen, so werde nur ein Genie auf amerikanischer Seite eine Vergeudung an Zeit und Material verhindern können. Einigten sie sich dagegen, so würden sie den Hauptteil einer positiven europäischen Zusammenarbeit geleistet haben. Auch die „Neue Zürcher Zeitung“ (Fernaussgabe 99) beschäftigt sich in ihrem Leitartikel „Vier Jahre Frist für Europa“ mit dem Marshall-Plan, den sie gleichfalls „großartig“ nennt und dessen Erfolg sie um so sicherer erhofft, als den europäischen Staaten für vier Jahre eine ausreichende Versorgung ihrer Industrien mit Rohstoffen sichert und der Kurs der Außenpolitik der größten Weltmacht für diesen Zeitraum festgelegt sei. Das Blatt wiederholt auch in diesem Zusammenhang seine schon oft, besonders von Wilhelm Röpke ausgedrückte Hoffnung, daß jetzt endlich mit den unglücklichen und im tiefsten Sinne unamerikanischen Methoden, welche die amerikanischen Militärbehörden in Deutschland angewendet und mit denen sie so kläglich den Schiffbruch erlitten hätten, aufgeräumt und unter der Leitung des neuen Administrators Paul G. Hoffman ein anderer, liberaler Wirtschaftskurs eingeschlagen werde, ohne den ein wirklicher Erfolg nicht möglich sei.

Der Kampf um Deutschland,

wie „The Economist“ seinen Leitartikel vom 17. April 1948 betitelt, ist nach Auffassung des Blattes in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Teilung Deutschlands sei eine vollzogene Tatsache, aber Deutschland könne nicht in zwei Einflußsphären aufgeteilt werden, da auf beiden Seiten der Barriere Deutsche mit einem natürlichen Zusammengehörigkeitsgefühl wohnten. Daher müsse entweder Moskau den Westen oder der Westen müsse den Osten gewinnen. Aus dieser Erkenntnis folge für die Politik der Westmächte die Notwendigkeit, den Kampf um die Seele Deutschlands aufzunehmen und zu gewinnen. Man dürfe daher Westdeutschland nicht länger als eine Kolonie behandeln, sondern müsse es unter Gewährung voller Gleichberechtigung in die zum Schutze gegen Rußland errichtete westeuropäische Föderation aufnehmen. Diese Föderation müsse jetzt nach ganz neuen Prinzipien gebildet werden, und zwar so, daß die einzelnen Staaten auf einen verhältnismäßig großen Teil ihrer Souveränität zugunsten der Union verzichten. Das sei um so nötiger, als die Russen in der Ostzone vermutlich schnell handeln und eine deutsche Zentralregierung mit äußerlich weitreichenden Vollmachten, aber in völliger tatsächlicher Abhängigkeit von Moskau einsetzen und auch sonst zielbewußter und schneller vorgehen würden als die durch parlamentarische Schwierigkeiten und moralische Handikap in ihrer Aktivität gehemmten großen Demokratien. Ähnliche Gedankengänge entwickelt „The Spectator“ (16. April 1948), der die englisch-amerikanische Freundschaft als den „Eckstein des Friedens“ bezeichnet und betont, die beiden Mächte seien vereint in der Lage und gewillt, die russische Lawine aufzuhalten, die sich über Deutschland und von dort aus über die ganze Welt zu ergießen beginne. Aber der Westen sei so stark, daß ihm ein „unblutiger Sieg“ sicher sei, wenn er genügend Kraft und Entschlossenheit zeige.

„Strategische Phantasien“

Die führenden englischen Blätter beschäftigen sich in ausgiebiger Weise mit dem Problem eines künftigen Krieges zwischen Ost und West. Insbesondere „The Observer“ (25. April 1948) glaubt,

mit der Möglichkeit eines russischen Angriffs auf Westeuropa rechnen zu müssen, und fordert deshalb, die Westmächte sollten hinter der von den Russen gehaltenen Linie Lübeck—Triest ihrerseits eine ständige große Armee zu Lande und in der Luft von mindestens 60 Divisionen unterhalten. Diese Armee müsse einheitlich kommandiert werden, wozu ein enges Militärbündnis und ein weitgehender Verzicht auf ihre Souveränität von Seiten der betreffenden Staaten erforderlich sei. England solle seine gesamte militärische Macht hier konzentrieren und die Verteidigung des Commonwealth den Vereinigten Staaten übertragen. Gegen diese von ihm als „strategische Phantasie“ bezeichnete These wendet sich „The News Statesman and Nation“ (1. Mai 1948) mit dem Hinweis, einmal werde durch diese militärischen Aufwendungen jeder Erfolg des Marshall-Plans in Frage gestellt, dann aber sei jede statische Verteidigung, jede Maginot-Linie von vornherein zum Mißerfolg verurteilt. Als die einzige Möglichkeit, Rußland von einem Angriff zurückzuschrecken, erscheine die Bedrohung mit dem Atomkrieg. Gleichzeitig müsse man aber stets die Tür offen halten und Rußland auf die großen wirtschaftlichen Vorteile hinweisen, die ihm eine Verständigung mit den Westmächten bringen würde. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt „The Manchester Guardian“ (29. April 1948) ein, der eine Überrollung Europas durch die zur Zeit übermächtigen russischen Armeen fürchtet und meint, lediglich die Furcht vor der amerikanischen Atombombe könne die Russen friedlich stimmen. Hierauf allein ruhe die Hoffnung aller europäischen Staaten, die von Polen, Frankreich, Holland und Belgien gelernt hätten, daß es „besser sei, stark und frei, als schwach zu sein und später befreit zu werden“.

„Glückliches Amerika“

nennt Günther Stein in „The Spectator“ (16. 1. 48) einen interessanten Aufsatz über den amerikanischen Lebensstandard, der schon im Eingang durch die Bemerkung gekennzeichnet wird, daß bereits vor dem zweiten Weltkrieg das Nationaleinkommen der 130 Millionen Amerikaner 30 Prozent des Gesamteinkommens der mehr als 2000 Millionen umfassenden Menschheit ausmacht. Im Jahre 1939 betrug das amerikanische

Nationaleinkommen 72 Milliarden Dollar (550 Dollar je Kopf) und stieg bis zum Jahre 1940 um 164 Prozent auf 178 Milliarden Dollar (1250 Dollar je Kopf). Die Nachkriegs-Lebensmittelerzeugung in den Vereinigten Staaten hat nach dem Bericht in dem gleichen Zeitraum um 40 Prozent zugenommen, während sie in der übrigen Welt um 11 Prozent abnahm. Von der gesamten Nahrungsmittelerzeugung der Welt produzieren die 130 Millionen Amerikaner (6 Prozent der Weltbevölkerung) 16 Prozent und konsumieren 14½ Prozent. Ihre Nahrungseinnahme in Kalorien gemessen liegt 72 Prozent über der „Sicherheitslinie“ und 130 Prozent über der unbedingt erforderlichen „Lebenslinie“. So kann der durchschnittliche Säugling in Amerika auf eine Lebensdauer von 70, der der übrigen Welt auf eine solche von 40 Jahren rechnen. Der Lebensstandard selbst der geringsten Einkommensklassen in Amerika liegt deshalb weit über dem der anderen Welt, er ist etwa identisch mit dem in Dänemark und Belgien und liegt 60 Prozent über dem Argentinien, dem „Krösus von Südamerika“. Besonders kennzeichnend ist es, daß von der Manufakturierung der Welt 65 Prozent, vom Verbrauch 55 Prozent auf die Amerikaner entfällt.

Der russische Einfluß in den Donauländern

wird von Dr. I. F. Köves in einem Leitartikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ (23. März 1948) behandelt. Der Verfasser weist darauf hin, daß von den fünf Donauländern drei, Tschechoslowakei, Jugoslawien und Bulgarien, kommunistische Ministerpräsidenten haben, während in Rumänien die kommunistische Partei den ganzen Staat beherrsche. Auch in Ungarn, wo noch eine Koalition der beiden Arbeiterparteien und der bürgerlichen Gruppen bestehe, sei der kommunistische Einfluß ständig im Wachsen. Österreich, das sechste Donauland, nehme infolge seiner Einteilung in vier Zonen eine besondere Stellung ein. Da nun mit Ausnahme Österreichs sämtliche Teilstücke der habsburgischen politischen Erbschaft in der Hand Rußlands vereinigt wären, müsse sich zeigen, ob es den Russen gelingen werde, die Donauvölker für ihre Außenpolitik und vor allem für ihre innerpolitischen Auffassun-

gen zu gewinnen. Wenn die aus den Anhängern Moskaus gebildeten Regierungen hier versagten, würde nach Meinung des Verfassers das Donaugebiet für die russische Weltpolitik nicht mehr Wert haben, als die eroberten Balkanländer für die Kriegspolitik des Dritten Reiches gehabt hätten. Es würde die seelische Identifizierung mit der russischen Politik fehlen, so daß der Balkan nur als strategisches Vorgelände Rußlands angesehen werden müsse. Die Geschichte aller Balkanländer weise den gemeinsamen Grundzug auf, daß sie stets dem Imperialismus übermächtiger Nachbarvölker gegenübergestanden hätten. Dadurch habe sich der Geist passiven Widerstandes bei ihnen gebildet, der bei den einzelnen Völkern natürlich einen verschiedenartigen Charakter trage, indem der Rumäne sich geschmeidig anpasse, der Jugoslawe und Bulgare dem offenen Aufruhr zuneigen und nur durch rücksichtslose Unterdrückung, wie sie von Tito und Dimitroff angewendet werde, niedergehalten werden können. Der Verfasser hält indessen die Aussichten Rußlands, die Balkanländer auch innerlich zu gewinnen, für verhältnismäßig groß, da das russische Staats- und Wirtschaftssystem, so unannehmbar es auch für den westlichen Menschen sei, dem Arbeiter und Kleinbauern im Donaugebiet sichtbare Vorteile verspreche, wozu auch noch die Devise der russischen Propaganda komme, daß der Staat jetzt dem einfachen Manne gehöre. Nur wenn es dem Westen gelänge, seinen eigenen Wiederaufbau stärker zu fördern, als die Donauländer, könne er den Einfluß der Kommunisten auf diese ausgleichen, in welchem Sinne der Marshall-Plan ein wichtiges Hilfsmittel darstelle.

Potsdam

In einer Oktobernummer der „Human Events“ veröffentlicht William Henry Chamberlain einen Aufsatz „Potsdam must go“, in welchem das Potsdamer Abkommen als die Quelle alles Unheils in Europa bezeichnet und am Eingang der Ausspruch der britischen Wochenschrift „The Economist“ über Potsdam zitiert wird: „Das Potsdamer Abkommen wird keine zehn Jahre dauern, und wenn es eines Tages zusammenbricht, wird die Welt sich auf des Messers Schneide zwischen internationaler An-

archie und der Atombombe befinden. Es enthält nicht einen einzigen konstruktiven Gedanken, nicht einen einzigen Ausblick der Hoffnung für die Nachkriegszeit. Am Ende eines Krieges, den wir kämpften, um Hitler zu besiegen, machen die Alliierten jetzt einen Frieden im Stile Hitlers." Die Korrespondenz fährt dann wörtlich fort:

"Wenn Deutschland wirklich auf die Dauer unter den Bestimmungen des Potsdamer Abkommens hätte leben müssen, dann würde ein Massensterben in einem in Europa bisher unbekannten Maße das unvermeidliche Resultat in Deutschlands hochindustrialisierten westlichen Gebieten die Folge gewesen sein. Glücklicherweise war weder das amerikanische noch das englische Volk so grundsätzlich verrückt und niederträchtig wie man nach der Phraseologie des Potsdamer Abkommens hätte annehmen müssen. Unter hohem Kostenaufwand für die Besatzungsmächte (hauptsächlich für den amerikanischen Steuerzahler) gab man den Deutschen Notrationen, um ihr vollkommenes Absterben zu verhindern. Wie ein gut unterrichteter Beobachter es formulierte, man gab ihnen nicht genug, um zu leben, und zuviel, um zu sterben. So hat sich eine geradezu lächerliche Situation entwickelt, nämlich die, daß die Deutschen von den Vereinigten Staaten mit einem knappen Existenzminimum unterstützt werden, weil man sie verhindern will, sich selbst zu ernähren. Die wahrhaft staatsmännischen Berichte Hoovers über seine deutsche und österreichische Mission am Anfang dieses Jahres haben wesentlich dazu beigetragen, die amerikanische Öffentlichkeit über die Absurdität dieser Politik aufzuklären."

Das Blatt führt dann weiter aus, man müsse nunmehr endgültig mit dem Potsdamer Abkommen aufräumen, aber noch darüber hinausgehen, auch die durch die neuesten Beschlüsse der deutschen Industrie aufgelegten Beschränkungen vollkommen abschaffen und sich darüber klar sein, daß, je mehr Deutschland produzierte, desto besser es für die Erholung Europas sei.

In einem Aufsatz der gleichen Zeitschrift vom 29. Oktober 1947, der die Überschrift trägt: "Die Notwendigkeit des Glaubens für den Wiederaufbau", weist Henry Beston darauf hin, daß

ohne einen neuen Glauben und ein neues Ethos die zerstörte Welt nicht wiederhergestellt werden könnte.

"Die Krise in Europa ist nur von einem Gesichtspunkt aus wirtschaftlich, sie ist im tiefsten Grunde eine Krisis des europäischen Geistes... Die Krankheit des Kontinents besteht nicht nur in zerstörten Brücken, im Mangel an Transportmitteln und Traktoren, sondern vor allem in einer geistigen Erkrankung, die man nur mit dem harten Schlagwort »Der Tod des Herzens« bezeichnen kann... Die Welt bekommt jetzt einen ersten erschreckenden Eindruck davon, was geschieht, wenn menschliche Wesen in einem sozialen und wirtschaftlichen Ruin leben sollen, ohne die Hoffnung zu haben, die sonst die Menschen zum Vorwärtsschreiten befähigt. Was sich tatsächlich in Europa ereignet hat, ist die Zerstörung der Vergangenheit. Man kann gar nicht oft genug auf die verhängnisvolle Wirkung der grausamen und weitverbreiteten, in Deutschland angeordneten Zerstörung hinweisen, die ebenso nutzlos wie barbarisch war, wie das Blutbad von Dresden. Mögen die Wurzeln der Zivilisation auch auf dem Lande liegen, ihre entfaltete Blüte besteht in den Städten."

Das Blatt weist dann weiter darauf hin, daß auch die ganze soziale Struktur in Europa zerstört sei und daß die Befürchtung bestehe, daß sich die verwirrten Völker Europas aus dem jetzigen Chaos nur noch zu den primitiven Formen des totalitären Staates zurückzufinden vermögen werden. Viel zu dem moralischen Zusammenbruch habe auch die von den Alliierten in ihrer Kriegführung an den Tag gelegte Heuchelei beigetragen. Während sie im ersten Weltkrieg die Versenkung alliierter Schiffe durch deutsche U-Boote ohne vorherige Warnung als eine besondere Unmenschlichkeit bezeichnet hätten, wären sie im zweiten Weltkrieg unbedenklich dazu übergegangen, bei japanischen Schiffen das gleiche zu tun. So sei die ganze Welt in Skeptizismus versunken, und zwar nicht nur Europa, sondern auch Asien. Den Westmächten sei im Gegensatz zu Rußland, das hinter dem eisernen Vorhang ein Regime der Gewalt und Unmenschlichkeit betreibe, die Aufgabe zugefallen, die zerstörten Ideale der Menschlichkeit in Europa wiederaufzurichten.

Die große Lüge

Als „The great father-lie“ bezeichnet Bertrand de Jouvenel in einem ausgezeichneten Aufsatz „The Curtain of haze“ in Nr. 205 von „Human Events“, die eine Zeitlang in England und Amerika gehegte Illusion, der Stalinsche Despotismus könne sich in eine Art Demokratie umwandeln. Der Verfasser bezeichnet Stalin als den Hauptschuldigen am zweiten Weltkriege, denn dieser hätte niemals ausbrechen können, wenn Stalin im Sommer 1939 mit den Westmächten statt mit Hitler ein Abkommen geschlossen hätte. Um aber Stalins Hilfe gegen Hitler zu gewinnen, hätten die Westmächte seinen Angriff auf Finnland ebenso wie seine Beteiligung an der Teilung Polens ruhig mit angesehen und ihn nach Ausbruch des deutsch-russischen Krieges uneingeschränkt unterstützt, um seinen völligen Sieg zu ermöglichen, während es in ihrem Interesse gelegen hätte, „daß sich die beiden Gangster zu guter Letzt gegenseitig umgebracht hätten“. Jetzt breite sich der russische Imperialismus durch die ganze Welt aus, soweit er nicht „durch amerikanische Schildwachen im Zaume gehalten werde“. Der Verfasser meint, die Westmächte dürften sich nicht wundern, wenn sich in ganz Europa kommunistische Strömungen zeigten. In Deutschland sei durch die Maßnahmen der Siegermächte der Mittelstand vernichtet und dadurch ein Nährboden des Kommunismus geschaffen, und in allen europäischen Ländern marschierten Kommunisten ungehemmt auf „die völlige Zerstörung der Gesellschaft“ los. Das einzige Mittel gegen diese Entwicklung sei die Wiederherstellung der Währungsstabilität und der Eigentumsrechte unter Achtung vor dem Gesetz.

Der christliche Gedanke in der Welt

Die Ende April 1948 in der Londoner Albert-Hall abgehaltene Tagung hat Sprechern der anglikanischen, der katholischen und der freien Kirche Gelegenheit geboten, ihre Meinung über die geistige Krise der Gegenwart zu äußern, und auch die führende englische Presse hat in bemerkenswerter Weise zu den hier in Frage kommenden Problemen Stellung genommen. Die „Times“ (24. April 1948) weisen darauf hin, daß der Begriff der „westlichen Werte“, die nach dem berühmten

Werke Victor Gollancz' so schwer bedroht sind, überaus weit gefaßt werden muß — von Humanismus und Renaissance bis zum idealistischen Marxismus Blums und Schumachers —, daß die Vereinigung aller dieser verschiedenen Strömungen zu einem mächtigen Ganzen unerlässlich sei, wenn die westlichen Werte mit Aussicht auf Erfolg verteidigt werden sollten, und daß „die britischen Sozialisten und die britischen Konservativen, die Sozialdemokraten und die christlichen Demokraten auf dem Festlande zusammen stehen und fallen“. Das Blatt zitiert den Ausspruch des kürzlich verstorbenen russischen Religionsphilosophen Berdjajew, daß die Menschheit nur durch ein verjüngtes Christentum „vor der Gefahr einer Vernichtung bewahrt werden kann, die sie aufs Neue bedroht, vor der Sklaverei der alten kosmischen und der neuen technischen Kräfte“ und fordert deshalb eine enge Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Konfessionen wie auch zwischen den Christen und anderen Europäern. Ähnliche Gedankengänge vertritt der Earl of Halifax in „The Sunday Times“ (25. April 1948). Er begrüßt die Versammlung in der Albert-Hall und ihren Zweck, die christliche Aktivität auf nationalem und internationalem Gebiet wirksam zu machen und betont, daß es sich bei dem Gegensatz von Ost und West, der jetzt die Welt in Spannung halte, nicht sowohl um den Kampf um zwei politische Weltanschauungen als zwischen zwei religiösen Glaubensbekenntnissen handele. Auch der Marxismus nämlich sei eine Religion, die von ihren Anhängern mit einer für manche Christen beschämenden Inbrunst bekannt und gelebt werde; es sei Pflicht der Christen, aus ihrer bisherigen Stumpfheit zu erwachen und dem materialistischen Glaubensbekenntnis ihren eigenen Glauben an die Wirklichkeit der göttlichen Vorsehung in der menschlichen Geschichte gegenüberzustellen. Auch in der Vergangenheit habe die christliche Kirche der Flut des Barbarentums einen geistigen Damm entgegengestellt, durch den die Welle des Unglaubens und des Bösen aufgehalten worden sei. So müsse heute mehr denn je die christliche Tätigkeit zur Verteidigung liberaler und christlicher Werte mit aller Kraft, aber auch mit größter Klugheit und unter weiser Abstimmung aller einzelner Kräfte aufeinander einsetzen, wofür die Bildung der westeuropäischen Nation eine hoffnungsvolle Basis darstelle.

EDZARD SCHAPER

Der große, offenbare Tag

DIE ERZÄHLUNG EINES FREUNDES

Der Prophet Joel 3, 1—5, Apostelgeschichte 2, 17—21

Copyright by Atlantis-Verlag, Zürich

Als in den verworrenen Oktober- und Novemberwochen des Jahres 1944 allnächtlich Boote mit Schiffbrüchigen des großen Krieges im Osten den Bottnischen Meerbusen von Finnland aus gen Westen überquerten, deren Insassen, in der Mehrzahl Esten, Ingermanländer und einstige Bewohner von Ostkarelien, nach Schweden übersetzten, um ihrer im Waffenstillstandsvertrag ausbedungenen Rückkehr zu den alten Unterdrückern zu entgehen, erhielten wir, die selber nach unserer Landung wenige Tage zuvor dem Quarantänelager in einer kleinen, uns spielzeughaft-freundlich anmutenden Stadt des nördlichen Hälsingland zugeführt worden waren, an einem regnerischen Novemberabend den Zuzug einer großen Schar von Männern, Frauen und Kindern jeden Alters, die erst in den frühen Vormittagsstunden eben dieses Tages nach einer schweren Überfahrt in sehr gebrechlichen alten Booten an der nahen Küste mehr gestrandet als gelandet war.

Der Polizeidiener des Dorfes, in dessen Nähe die Schar die Küste erreicht hatte und der von den in aller Eile an den Ort der Landung gerufenen Vertretern höherer Behörden beauftragt worden war, die Ankömmlinge in dieses Lager einzuweisen, wollte es überhaupt als ein Wunder ansehen, daß die Boote, mit denen sie gekommen waren, so viele Menschen über die breiteste Stelle des Bottnischen Meerbusens hatten tragen können, und als — im Hauptberuf — erfahrener Fischer meinte er, ungeachtet aller Wunder, die sich wie überall auch zwischen dem finnischen und dem schwedischen Ufer zutragen könnten, daß die Ankömmlinge bei ihrer Fahrt und bei der Landung bewiesen hätten, sie verstünden recht wohl mit Booten umzugehen und hätten großes Geschick bewiesen, woran die ruhigen und sachkundigen Weisungen ihres Ältesten, „eines Priesters oder einer Art Priesters“ bedeutenden Anteil gehabt.

Im übrigen aber wollte der biedere Mann beim Anblick der Schar, die auf drei Lastwagen herbeigeschafft worden war und eben die Leitern herniederstieg, nicht aufhören, halb mitleidig, halb entsetzt den Kopf zu schütteln. Er schien es auch nicht weiter leid zu sein, daß Abgesandte der Stadtbehörden, die sich zugleich mit der Ankunft der Lastwagen eingefunden hatten, ihn bei seinem Auftrag ablösten. Nachdem er dem Polizeiamtmann der Stadt noch mit dienstlicher Beflossenheit ein Bündel von Papieren und Ausweisbüchlein, die man den Flüchtlingen nach ihrer Landung zusammen mit etlichen Handfeuerwaffen abgenommen, ausgehändigt und die Hand grüßend an seine sonntäglich neue Mütze gelegt hatte, wischte er sich mit einem dicken, baumwollenen Taschentuch die Stirn, legte die Mütze, die auch hier neben der Uniform städtischer Polizisten schwerlich verfangen hätte, auf den Führersitz eines der Lastwagen, mit denen er in

sein Dorf zurückkehren sollte, und betrachtete fortan mehr als sachkundiger Zuschauer, wie sich das Schicksal der ihm bis eben noch selbst Anbefohlenen weiter entwickelte.

Die Dunkelheit, die mit der unsagbaren Traurigkeit eines Aschenregens hereinbrach und in der sich die Wagen und die Menschenschar vor dem Skelett des in den hohen Zaun um das Lager eingelassenen Gattertores drängten, wurde mit einem Schlage erhellte, als die elektrischen Lampen, die armselig nackt an hohen, behelfsmäßig eingepflanzten Pfosten hingen, aufflammten. Und war in ihrem zerstreuten Licht auch manches Einzelne und Besondere an den Menschen und an den unförmigen, aufgeweichten Bündeln zu erkennen, die sie einander von den Wagen herabreichten, so sah man in dem gleichen Licht erst recht deutlich, wie dicht der Regen herniederstrahlte und daß die Wartenden neben und zwischen den Wagen mit den gedämpft spinnenden Motoren in den bläulichen Auspuffgasen wie in einem leichten Nebel standen.

Der Polizeiamtmanu der Stadt und seine Helfer schienen sich über irgend etwas, was bislang strittig gewesen war, einig geworden zu sein und öffneten die große Pforte, die sich für alle, die durch sie eingingen, in der Regel erst nach zwei Wochen wieder auftun würde, als der Polizeidiener einigen wenigen unentwegten Zuschauern, die sich auch von dem Regen nicht hatten abschrecken lassen, erzählte: Gott sollte einen bewahren, es sei ein Elend sondergleichen, Menschen auf solchen Fahrzeugen das stürmische Herbstmeer überqueren zu sehen, nicht viel habe gefehlt, und man hätte die Frauen und Kinder — ja, übrigens auch nicht so wenige Männer! — wie Heringe aus der Tonne aus ihren Booten schaufeln können, der Krieg sei verflucht, der seine Opfer um alles und jedes brächte, und auf die murrend eingeflochtene Frage eines Mitleidigen: woher denn die Ankömmlinge stammten? — mit einem so hilflosen Achselzucken, als wäre die Weltkarte ihm zu groß für seinen mit weniger zufrieden gewordenen Sinn, erwiderte: das sollte nur einer herausfinden bei der Sprache, die sie sprachen, und die nicht Finnisch und nicht Russisch wäre — er aber glaubte, ihr Land läge irgendwo hinter dem Ladogasee, jenseits der russischen Grenze.

Damit waren seine Kenntnisse erschöpft, und gleich seinen Zuhörern und gleich uns allen sah er dem dunklen Trupp nach, der sich in den großen Hof zwischen dem offenen Viereck der barackenähnlichen Holzhäusern entfernte. Das Treten und Trappeln der vielen Schritte war das einzige Geräusch, das aus der Schar aufstieg. In diesen Augenblicken hätte uns aufgehen müssen, daß diese Schar sich von allen jenen, die bislang durch die große Pforte in das Lager eingezogen waren, auf eine schwer zu beschreibende, geheimnisvolle Art und Weise unterschied. Wie gefahrvoll und anstrengend auch die Überfahrt gewesen sein mochte, hatte die eigentümlich gesammelte Stille, mit der diese vielen Menschen angelangt, die Ruhe ihrer Anstalten, als sie ausgestiegen waren und einander ihre Bündel zugereicht hatten nicht die Vorstellung aufkommen lassen, daß hier erschöpfte, todmüde, von der Fremde verängstigte Menschen keines Wortes mehr fähig waren. Und wie die Schar sich jetzt vor dem Eingang eines der bis eben unbewohnten Häuser staute, etliche Beamte vorausgingen und — während die angeschaltete Beleuchtung nun aus allen Fenstern auf den Hof hinaus schien, über bloße Köpfe und Pelzmützen der Männer, die hellen und dunklen Kopftüchern der Frauen und die Kapuzen der kleinsten Kinder, die sie auf dem Arme trugen — einen nach dem andern auf der kleinen Vorhaustreppe aus dem

Dunkel in den hellen Innenraum an sich vorbeigehen ließen, da gemahnten Sammlung und Eintreten nicht an eine zufällig zusammengewürfelte Schar von Flüchtlingen, die ein Obdach gesucht und hier gefunden hatten, sondern als wäre ein ganzes Dorf auf der Wanderschaft, als beträte eine Gemeinde ihren festlich erleuchteten Tempel. Die Unterschiedslosigkeit der Menge hatte eine verklärende, ja, beinahe heiligende Hoheit erhalten.

Ein Gefühl davon war es wohl auch, was etliche Zuschauer bewog, den Hof zu überqueren und bei den Neuankömmlingen hineinzusehen. Die ersten, die das taten, kamen noch zurecht, um Zeuge zu werden, wie einer aus der Schar, ein härtiger Mann in älteren Jahren, angetan mit schwarzen Hosen, die in hohen, geteerten Stiefeln steckten, einer hoch aufschließenden schwarzen Joppe und mit — was das eigentümlichste war und ihn äußerlich allein von den anderen unterschied — langem, bis in den Nacken fallenden Haupthaar, abgesondert von der Menge, inmitten des ersten Raumes mit seinen Schlafstellen und seinem langen Tisch stand, in alle vier Winde ein Kreuz schlug und mit klarer Stimme in psalmodierendem Ton ausrief: „Ehre und Dank sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geiste, in alle Ewigkeit!“ Worauf die Schar der Männer und Frauen, das große Kreuz der Rechtgläubigen über Kopf und Brust zeichnend und sich wie vor einem unsichtbaren Altar verneigend, mit einem halb gesungenen, halb gesprochenen: „In alle Ewigkeit, Amen!“ einfiel, bevor sie diesen Raum und die folgenden für die kurze Rast auf ihrer Wanderschaft, die ihnen zubemessen sein mochte, in Besitz nahmen.

Wiewohl die Neuankömmlinge in den folgenden Tagen und Wochen ebenso willenlose Insassen des Pferches waren wie wir anderen auch und vor einer Schar von gleichbleibend freundlich und verlegen lächelnden Beamten Rede und Antwort stehen mußten über alles, was sich in ihrem Leben zugetragen hatte, vor dem Arzt den Mund öffnen, das Haar betrachten lassen und über alle Krankheiten, die sie je gehabt, Auskunft geben mußten — während so Stöße von Akten über sie sich häuften, stand doch auf keinem der Papiere das Wichtigste. Dies war ihre seltsame, allen spürbare Wirkung in dem Lager selbst, das mit ihrem Kommen auf beinahe zweihundert Insassen angewachsen war. Die Wirkung lag nicht darin, daß vor der neu bezogenen Baracke nun mehr als ein Dutzend flachköpfiger Kinder spielte oder, wenn es regnete, aufgereiht wie Blumentöpfe hinter den Fenstern hervorlugte, oder daß ein regeres Kommen und Gehen auf dem Hof war, ein lauterer Stimmengewirr im Küchenhaus, daß die Äxte der Holzhauer einen rascheren und muntereren Takt schlugen — im Wachsen der Zahl und in der gesteigerten Regsamkeit lag die Wirkung nicht. Die Wirkung lag bei den Ursachen dazu. Sicherlich hatten die wortkargen Männer, denen man das Zuhausesein in Wäldern und auf Feldern ansah und die sich, wenn sie etwas sagten, einer gleichsam weit, weit entlegenen karelischen Mundart mit vielen darin eingestreuten russischen Brocken und einem viel weicheren Ton, als er dem Finnischen eigen ist, bedienten, ebenso viel und ebenso Merkwürdiges erlebt wie wir anderen auch, die Frauen und Kinder hatten ebensolche Schrecken und Ängste ausgestanden wie andere Frauen, nur trugen sie das weitaus kreatürlicher, und kein Rätseln und Hadern während der erzwungenen Lageruntätigkeit lähmte ihre Selbstsicherheit. Die meisten von uns, seit beinahe fünf Jahren aus dem gewohnten Leben gerissen und seitdem dazu verurteilt, Gewalt zu verüben oder Gewalt zu

erleiden und, seit den düsteren Novembertagen des Jahres 1939 dazu verurteilt, alles verloren zu sehen, was das angestammte Glück eines Menschen ausmacht: sein Vaterhaus, seine Heimat, sein Vaterland — bedachten hier einen verworrenen, von viel Schuld beladenen Weg, und in den ebenso hilflosen wie verständnislosen Blicken der schwedischen Beamten, die über einen schmalen Tisch hinweg die Beichte und die Rechtfertigung Neunzehnjähriger empfingen, warum sie hatten töten und brennen, fliehen und kämpfen und abermals fliehen müssen, wozu das nur scheinbar Böse gut war, eine Pflicht, eine Ehre — in diesen Blicken begegnete ihnen gleichsam die eigene verlorene Kindheit, und sie fühlten, wie weit sie abgeirrt waren und von einer glücklicheren Gemeinschaft als der einer Kompanie und einer gerechteren Ordnung als der des Faustrechts. Selbst bei den alten Weibern, die — mit allen Wurzeln ihres Lebens haftend und nur dem allmählich verdorrenden Stamm nach hier im Lager, in einem fremden Lande weilend — irgendwo in einem Winkel hockten und sich etwas von Hausbierrezepten und Kirchfahrten und verschwundenen Nachbarn erzählten, selbst bei ihnen kam etwas Glanz in den trüben Blick, wenn sie mit einer von den Frauen der Neuankömmlinge zu sprechen versuchten. Vielleicht spürten sie die unsichtbare Kraft des Zusammenhanges, in dem auch die eine Frau noch eingeschlossen war. Und wie die Gewohnheiten und Sitten der Neuangekommenen sich allmählich als eine eigene Ordnung neben der Lagerordnung abhoben, wurde es den meisten von uns, obschon lutherischen Glaubens, zur Gewohnheit oder zum Bedürfnis, am Abend in die Baracke der Neugekommenen zu gehen und mit ihnen zusammen den Gottesdienst der dritten Stunde zu feiern und eine kurze Auslegung dessen zu hören, den sie mit Ehrerbietung Vater Tichon nannten.

Die meisten von uns hatten in der Armee genug Feldgottesdienste erlebt, um sich von dem äußeren Rahmen, in dem die göttliche Liturgie gefeiert wurde, nicht ablenken zu lassen. Die Schlafstellen in dem rechteckigen Raum zur Rechten und zur Linken des langen Tisches in der Mitte ließen eine breite Gasse frei, und an der Stirnwand des Raumes bei der Eingangstür konnte die ganze Gemeinde stehen, ohne daß unser Dazukommen sie eingeengt hätte. Die Alten und Abgängigen genossen hier zudem das Vorrecht, auf der Bank am Tisch sitzen zu dürfen, demselben Tisch, an dessen oberem Ende Vater Tichon die ganze Zeit stand. Doch indem er, wie es allabendlich geschah, nachdem alle sich versammelt hatten, in den angrenzenden Schlafsaal der Männer ging, dort aus seinem Bündel unter dem Bett das geweihte Buch der Evangelien nahm, das in eine geweihte Decke gehüllt war, und — während bei den Seinen zwei Kerzen am oberen Ende des Tisches angezündet worden waren — mit dem Buch hoch erhoben in den vom auseinandergeschlagenen Goldbrokat der Decke verborgenen Händen zurückkehrte, in eine mit der Stiftung des Neuen Bundes auch hier verwandelte Welt, darin der Tod seine Macht verloren hat und der Hölle ihr Sieg entrisen ward — da gewahrten die Augen der Andächtigen, was bislang unter dem Brokat des Meßgewandes eher verborgen gewesen war und jetzt erst ganz ohne Dazutun und Gleichnis sichtbar wurde. Sie sahen es nicht mehr im Spiegel der ehrwürdigen Formen, sondern wie von Angesicht zu Angesicht, und der Geist hatte kein Kleid mehr.

Als ich später hörte, Vater Tichon wäre, seitdem die Verfolgung des Glaubens ihm keine andere Wahl mehr gelassen, in den letzten fünfzehn Jahren Flößer

gewesen und hätte nur an Feiertagen sein Amt als Priester ausgeübt, wollte mich das eine Erklärung dünken für die apostolische Kraft, mit der er in jener Notherberge des Flüchtlingslagers die göttliche Liturgie vollzog. Jede der bedeutungsvollen Riten, die er in diesem aller Pracht der Stätte entkleideten Obdach verrichtete, war wie die Regung eines entblößten Leibes: überdeutlich und wie zum erstenmal seit Anbeginn der Welt.

„Lasse scheinen, oh menschenliebender Herrscher, in unsere Herzen das unvergängliche Licht deiner göttlichen Erkenntnis, und öffne die Augen unseres Verstandes zur Erkenntnis deiner Botschaft im Evangelium!“ betete er mit allen, die sich noch nicht wieder aufgerichtet hatten, seitdem das Buch der Frohen Botschaft bei ihnen war. „Pflanze in uns ein die Furcht deiner beseligenden Verbote, auf daß wir nach deinem Wohlgefallen denken und tun.“

„Denn du bist die Erleuchtung unsrer Seelen und Leiber, oh Christos, unser Gott, und zu dir senden wir die Lobpreisungen empor und zu deinem anfanglosen Vater und deinem allheiligen und guten und lebendig machenden Geist, jetzt und immerdar und in die Ewigkeit der Ewigkeiten, Amen.“

Der gar nicht einmal große, knochige Mann mit dem angegrauten Haar und Bart blickte auf und schien sich in der Betrachtung der Kerzenflammen zu sammeln, deren flackernder Schein über sein Gesicht fiel, die Falten darin mit Schatten vertiefend, bevor er, Priester und Diakon in einer Person, sich gen Westen wandte, „Weisheit! Aufrecht! Friede euch allen!“ rief und von der ganzen Schar vor ihm und noch von der gebrechlichsten der Alten, die von einer Lagerstatt zur Rechten halb aufgerichtet, mit weitoffenen Augen in die Kerzen starrte, die Antwort erhielt: „Und deinem Geiste!“

Vater Tichon kündigte, als sein eigener Diakon, die Schriftstelle an.

„Ehre sei dir, oh Herr, Ehre!“ dankte die Gemeinde, daß ihr die Frohe Botschaft geschenkt ward.

Und dann las er, langsam, die Worte kamen ihm nicht geläufig. Es klang, als bedächte er jeden Satz schon, nachdem er ihn gelesen.

„Friede sei mit dir, der du das Evangelium verkündigt hast!“ nahm der Chor der Gemeinde ihm das Wort ab, das sonst der Priester dem Diakon spendet, und gab Gott die Ehre mit einem lauten und immer lauten: „Ehre sei dir, Ehre!“, das bis ins Dunkel der Nacht vor den Fenstern hallte und vom Winde weit mitgetragen ward.

Seine Auslegung der Heiligen Schrift war sehr anschaulich und kurz, und während er sprach, konnte es geschehen, daß der Blick aus seinen Augen, die sehr hellgrau waren, von einem zum anderen wanderte, mit einem Ausdruck heimlicher Übereinkunft für jedes Wort, das er sprach. Ein Stamm allein, sagte er einmal, kann verlorengehen. Er kann von dem reißenden Wasser der Schmelze zersplittert werden, er kann das ganze Flößwasser sperren. Zu vielen vereint im Floß kommen die Stämme am sichersten ans Ziel, und der Flößer, der sie lenkte, war — wenn Menschen die Stämme waren — der Priester. Das Band aber, das sie alle vereinte, die Stämme, war der Glaube an den, der gesagt hatte, sein Joch wäre sanft und seine Last wäre leicht.

An einem der ersten Abende schon machte ich die Bekanntschaft Vater Tichons, des Flößers, und auf meine Fragen erzählte er mir, diese Schar seien in der Tat

die Reste seiner einstigen Gemeinde in Ostkarelien jenseits der russischen Grenze, nachdem der Krieg mit seinen Aushebungen und schwere Verluste während ihres Lebens zwischen den Fronten breite Lücken in die Reihe der erwachsenen Männer gerissen hatten. Im Spätsommer des Jahres 1941 von finnischen Fernpatrouillen in einem Waldlager mitten in der Ödmark aufgespürt, als sie — Haus und Habe in dem Dorfe Tuulos Gottes Schutz anheimstellend — das Dorf verlassen hatten, um der Drangsalierung und neuen Aushebungen zu entgehen, hätten sie noch geraume Zeit sich im Walde verborgen halten müssen, da die russischen Truppen sich gerade in ihrem Dorfe, das auf der Vormarschstraße nach Olonez lag, festgesetzt hatten und den nachdrängenden finnischen Jägern den Übergang über den Tuulos-Fluß verwehrten. So hätten sie ein paar Wochen lang unter der Bahn der Geschosse gelebt, bis der von den finnischen Truppen wieder aufgenommene Vormarsch, der gerade bei Tuulos seinen Anfang nahm, sie eines Morgens unversehens im Hinterland der Kriegsfront hatte aufwachen lassen. Da aber wäre von ihrem heimatlichen Dorfe wenig übrig gewesen, was man hätte bewohnen können, die wenigen Häuser entweder vermint oder für finnische Feldlazarette beschlagnahmt, und so viele ihrer noch waren, hätten die Behörden sie ins nördliche Savolax umgesiedelt, bis daß der Ausgang des Krieges darüber entschieden hätte, wohin sie gehörten.

„Aber nicht mehr dorthin!“ sagte Vater Tichon mit einem kranken Lächeln, das nur andeutete, wie er das von dem geschlagenen Finnland ausbedungene Versprechen, Menschen wie ihn und seine Gemeinde auszuliefern, empfand.

Mir blieb keine Zeit, stürmisch herandrängende Erinnerungen auszusprechen, denn etliche von seinen Gemeindegliedern warteten schon darauf, mit dem Priester sprechen zu können, und gleich danach hatte im Lager Ruhe einzukehren.

Ich ging allein über den dunklen Hof, auf dem der erste Frost schon eine spröde Kruste gefroren hatte, unter welcher das aufgeweichte Erdreich federnd wie Moorboden lag, und sah den Himmel weit ausgestirnt mit jenen leuchtenden Zeichen, zu denen in vergangenen Jahren so häufig aufgeschaut worden war, und die unzählige Erinnerungen aus verworrenem Dunkel, in denen wir uns unser eigenes Schicksal abhanden gekommen meinten, grüßten.

Es waren aber nicht die trübsten Bilder des Feldzugs in Karelien nördlich des Ladogasees, die sich mit dem Dorfe Tuulos verbanden — gerade dem Dorfe, aus dem die Gemeinde und Vater Tichon, der Flößer, stammten. Ich nahm es auf mich, gegen die Lagerregel zu verstoßen, und wanderte auf dem nächtlich verödenen Hof hin und her, der weiter und weiter wurde, je mehr Licht hinter den Fenstern der Häuser, die ihn umgaben, erlosch. Am Ende lag die erleuchtete Straße, von der mich nur der hohe Zaun ausschloß, so hell da, wie einst das Tal des Tuulos-Flusses zwischen der Mauer des karelischen Urwaldes auf der einen Seite, auf der wir vorgerückt waren, und dem recht steilen Ufer auf der anderen, auf der längs dem Uferhang stromaufwärts das Dorf mit seinen silbriggroauen Häusern in der Septemberonne badete, während flußabwärts, der nahen Mündung des Flusses in den gewaltigen See zwischen hohen Dünen unserem Walde gegenüber, schon wieder ein Dickicht von jungen Erlen und Birken stand, in dem unsere Vorhut, die dort gestauten Floßstämmen mit ziemlich hohen Verlusten zum Übergang benutzend, einen Brückenkopf gebildet hatte und in fortwährendem Scharmützel mit dem Feinde stand.

„Freue dich, du russische Thebais, frohlocket, ihr heiligen Wälder und Einöden von Olonez . . .!“ war mir die alte Lobpreisung dieses Landes, das von altersher eine Zuflucht der frommsten unter den Rechtgläubigen gewesen war, durch den Sinn gegangen, wenn die von keinem eigenen Suchen geleiteten Wege des Krieges uns in den vergangenen Tagen und Nächten oftmals doch zufällig wie ins Herz der Thebais geführt hatten: durch die unergründlichen, schwerhutsvollen Wälder, in denen heute noch der Klang der Kantele und die Zauberrunen des Kalewala neben den vom Einsiedler aus dämmrigem Blockhaus ins Unendliche gestammelten Hymnen und dem fortwährenden Gebet schwebten; zu stillen, blauenden Seen, deren Spiegel noch kein Ruder je zerschlagen zu haben schien; in Dörfern, deren steil aufragende Brunnenschwengel wie silbergraue Wahrzeiger zum Himmel deuteten, daß der ihre Verlassenheit behüte; in rauchige Badstuben, in denen wir stumm und lahm gewordenen Meilenfresser wieder entdeckten, daß wir noch leibhaftige Menschen unter den staubergrauten Uniformen waren; vor winzige Äcker, bei deren liegen gebliebenem Gerät die dafür Kundigen unter uns mit etwas wie Ergriffenheit erkannten, daß sie von gleicher Art und nach demselben uralten Gesetz verfertigt wären wie die im Finnland jenseits der überschrittenen Grenze, und daß man doch nicht in der Fremde sei, sondern bei Brüdern; zu versonnen und lautkarg dahingleitenden Wasserläufen voll abgebarkter, rötlich schwärender und leuchtender Stämme, die sich an den Ufern festgefahren und wirre, ächzende, knirschend aneinandergepreßte Verhaue gebildet hatten, hinter denen das Wasser aufbrodelte — weil die Flößer abgerufen worden waren . . .

Das Frohlocken der heiligen Wälder aber erstarb in der jaulenden Bahn der Geschosse, die vom Ladogasee her und den dort kreuzenden Kanonenbooten und von den Batterien und Granatwerfern hinter den Fronten diesseits und jenseits des Flusses einschlugen.

Tagelang, wochenlang hatten wir Zeit, von unserer Deckung am Waldrand aus das Dorf jenseits des Flusses zu betrachten und nach der Karte und unserer Phantasie darin umherzuspazieren. Nur in einem führte die Karte uns irre: die Kirche, die auf ihr dicht neben dem Flußlauf eingezeichnet war, fehlte. Wie sehr wir uns auch anstrebten, eins von den kleinen, grauen, schindelgedeckten Häusern mit dieser Würde zu begaben — keins wollte uns dazu recht passend erscheinen. Nun aber hatte Vater Tichon heute noch gesagt, er sei ihr Priester gewesen . . .? Hatte es sie damals doch gegeben, oder hatten die Truppen, die sich im Dorfe eingenistet, das verachtete Heim der verfolgten Religion schon zerstört, als wir unseren Ausguck am anderen Ufer bezogen? Nur hatten wir auch keine Ruine gewahren können, und unsere Artillerie hatte diesen Abschnitt, in dem sich kaum menschliches Leben zeigte, noch nicht mit ihren Geschossen belegt.

Die Umstände fügten es so, daß ich in den darauffolgenden Tagen häufig mit Vater Tichon, dem Flößer, zusammentraf, da ich als Dolmetsch zwischen ihm und zwei Beamten dienen mußte, denen der Priester die Bitte unterbreitete, daß die ganze Gemeinde womöglich ungeteilt irgendwo zu Waldarbeit und Landarbeit angesiedelt werden möge. Nach einer jener Unterredungen war es, daß ich ihm erzählte, ich kenne sein heimatliches Dorf recht wohl, und daß wir vergeblich die Kirche gesucht, die uns die Karte versprochen hätte.

„Nein, die stand damals nicht mehr,“ sagte er, und als er das sagte, fiel mir auf, wie kindlich hoch seine sonst so entschlossen klingende Stimme sprechen

konnte, und daß meine Bemerkung schwere Erinnerungen geweckt haben möchte. Der Blick aus seinen hellen Augen war so, als blickte er irgend etwas nach, was sich immer weiter entfernte ...

Ich fragte ihn, ob sie in den Jahren der Verfolgung zerstört oder anderen Zwecken nutzbar gemacht worden wäre, wie das ja häufig geschehen war.

„O nein!“ fiel er mir ins Wort.

Ich wollte nicht in ihn drängen und fragte nicht weiter, und für diese unsere Begegnung beließ er es bei der Auskunft, die Kirche hätte es erst seit dem Pfingstfest des Jahres, in dem Tuulos von uns erobert wurde, nicht mehr gegeben. Zu Christi Himmelfahrt und am Vorabend der Pfingsten hätte sie noch gestanden, fügte er nachdenklich hinzu. Dann aber, und er sah mich lächelnd an, wäre der Geist gekommen, und Wunder wären geschehen oben im Himmel und Zeichen unten auf der Erde, wie geschrieben stand — ehe denn „Blut und Feuer und Rauchdampf“ kamen — mit uns.

Ich meinte, darin einen Vorwurf zu hören, daß wir gekommen waren und die Wunder und Zeichen gestört hatten, aber weil das so wenig mein freier Wille gewesen war wie der meiner Kameraden, zuckte ich nur die Achseln.

Ich las die düster wahrschauenden Worte des Apostels, die er zu den Ungläubigen in Jerusalem gesprochen, eine Weile später auf meiner Schlafstelle nach, während um mich herum der ärmliche Alltag in der Lagerenge wimmelte, und die ersten Erinnerungen an die heiligen Wälder und Einöden von Olonez und die in der Sonne badende Stille des Dorfes am Flusse verkehrten sich, als lagerte die Wetterwolke des Letzten Gerichts über allem. Wieder sah ich die träge verharrenden Wände des Rauches von den riesigen Waldbränden, welche das Artillerief Feuer entfacht hatte und hinter denen die Sonne wie ein zorniges, blutunterlaufenes Auge glühte, hörte noch einmal das wabernde Knistern und Sausen, das der Feuerwalze vorauseilte, und sah das ängstliche Huschen des Getiers unter dem schrillen Ruf, der dem gelähmten Entsetzen vorangeht — jener Stille, jener atemraubenden Stille, in der sich dann erst der wehrlose Untergang vollzieht. Blut und Feuer und Rauchdampf, überall, wo wir gewesen waren — und Krähen, die mit der unangefochtenen Emsigkeit von Bedienten unter dem mannshohen Farnkraut zu beiden Seiten des Weges verrichteten, wozu es keine Gefangenen gab ...

Blut und Feuer und Rauchdampf wären mit uns gekommen, sagte ich, als ich den Priester das nächste Mal am gleichen Tage traf, und dennoch stand geschrieben, daß selig werden soll, wer da den Namen des Herrn anruft!

Ich bereute es beinahe gesagt zu haben, als der Priester mich mit einer Strenge, die ich noch nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte, betrachtete. Er schien mich zu prüfen in einem Augenblick, da ich's am wenigsten erwartet hatte, und es war auch, als hätte er schon zuvor etwas anderes erwogen, als er mit einemmal sehr knapp und beinahe befehlend sagte: „Nun, so seien Sie dankbar, daß Ihnen noch eine Weile Zeit dazu gewährt ist!“

Damit schieden wir voneinander, und ich merkte, daß er es sich beim Weggehen förmlich zur Pflicht machte, doch noch ein wenig zu lächeln, um nicht gar zu abweisend zu erscheinen. Indessen führten die Umstände uns an diesem Tage noch ein drittes Mal zusammen, das den Ausschlag gab und mich neben

vielmehr anderem über das Leben des Priesters und seiner Gemeinde und seine Erlebnisse in den Jahren der Heimsuchung auch erfahren ließ, was mit der Kirche von Tuulos geschehen war. Einer der lutherischen Priester der Stadtgemeinde fand sich hinter dem Stacheldraht ein, um seinen Amtsbruder anderen Glaubens einen Besuch abzustatten, und da man bei der Lagerleitung wohl ein Gespräch voraussah, das sich nicht mit dem kärglichsten Wortschatz bestreiten ließ, wurde ich wieder einmal als Dolmetsch gerufen.

Der Besucher, ein rosiger Mann mit einer natürlichen Würde, die von seinem schwarzen Rock noch unterstrichen wurde, wollte zunächst — nur halb im Scherz — seinen Mut gewürdigt wissen, der ihn die Gefahr der Ansteckung mit schlimmen Krankheiten, wie sie Flüchtlinge häufig mitbrachten, nicht hatte achten und diesen Besuch bei einem Amtsbruder, ob auch anderen Glaubens, wagen lassen. Sein Anliegen wurde bald deutlich. Er hatte zahllose Fragen an den Priester bereit, darunter Fragen, welche die naive Unbekümmertheit verrieten, daß ein Flüchtling auf alles zu antworten habe und kein Anrecht hätte, irgend etwas aus seinem Leben für sich behalten zu dürfen. Dabei erfuhr ich, daß Vater Tichon im Jahre 1890 geboren war, als Sohn eines Diakons, daß er das geistliche Seminar in St. Petersburg und Nowgorod besucht hatte, daß er im Jahre 1918, mitten in den Schrecken des Bürgerkrieges, von dem später ermordeten Metropoliten Benjamin, der soviel Gefallen an ihm gefunden, daß er ihn zu einem seiner Handsekretäre gemacht hatte, schon in aller Heimlichkeit zum Priester geweiht worden und der Verhaftung in Petrograd nur durch den Auszug in die heiligen Wälder und Einöden seiner ostkarelischen Heimat entgangen war; daß er in kinderloser Ehe gelebt und seine Frau durch Krankheit in Finnland verloren hatte, daß er noch keine geistliche Obrigkeit oder eine Gelegenheit gehabt, die Mönchsgelübde abzulegen.

„Er hat mein halbes Leben mitgenommen,“ sagte Vater Tichon lächelnd, als wir den Besucher verabschiedet, zur Pforte geleitet und ihm nachgeblickt hatten. „Aber das meiste“, sagte er, „ist ein Schlangenhemd. Die Seele häutet sich in immer neuen Erfahrungen, Ängsten, Freuden, Zufriedenheiten und Sorgen, und schließlich . . .“

Er stand in seinen Stiefeln breitbeinig an der Pforte und kämmte mit allen fünf Fingern der Rechten den Bart und sprach, unausgesetzt zu Boden blickend, nachdenklich vor sich hin. Sein knochiges Gesicht wollte zu dem eines Bauern passen, der prüfend betrachtete, wie die Saat aufgegangen war. Aber es gab feine Merkmale darin, daß er viel gelernt hatte — Handwerk oder Kunst? wer wollte darüber entscheiden! Um die Schläfen, den Mund und die Nase waren Erfahrungen eingegraben, von denen er dem Pfarrer nichts erzählt. Ich bemerkte jetzt erst, wie wortkarge Lippen er hatte, und daß alles Lebhaftes an ihm, das mitunter — namentlich in Augenblicken der Strenge — in seinen Augen glühte, die Raschheit der Bewegungen, die Schnelligkeit, mit der er einem ins Wort fallen konnte, von einem Eifer in ihm zeugten, der ihm nicht angeboren war und ihn irgendwann einmal überfallen haben mochte. Ja, ich wollte meinen, es gab irgend ein Erlebnis, eine geistige Erfahrung, die diesen Mann erst einmal richtig erweckt hatte, mochte er da auch schon längst Priester gewesen sein.

„Schließlich?“ fragte ich, als er immer noch nicht zu Ende gesprochen hatte.

„Schließlich, junger Freund“, sagte er mit einem Mal unerwartet feurig und blickte mich mit seinen scharfen, grauen Augen voll an, „schließlich brennen alle diese Kleider in dem Feuer der Gewißheit auf, daß wir Erlöste sind. Schuldige, aber Entsühnte; Geängstigte, aber Getröstete; Erfreute, aber mit unvergänglichen Freuden; Zufriedene, aber Gesättigte im Vater; Sorgende, für die aber gesorgt wird. Und der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es hört, der spreche: komm! Und wen dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

Mit diesen Worten der Offenbarung nahm er mich beim Arm und führte mich weg vom Tor, den Häusern entgegen.

„Barmherziger!“ meinte er mit einem Mal, als hätte der vertraute Anblick des Geviertes ihn an etwas gemahnt, „was predige ich Ihnen! Aber so ist es, so ist es, halten Sie sich daran, ich weiß es. Soviel weiß ich kleiner, unwissender Dorfpriester doch. — Aber noch nicht lange,“ fügte er, stehen bleibend, hinzu, „noch nicht lange. Nicht zu spät, nein, aber wie hätte ich leben können, wenn ich es früher gewußt hätte! Ach ...! Und wie hätte ich leben sollen, wenn ich es auch heute nicht wüßte! Sie alle, alle“ — und er machte eine andeutende Bewegung zum Haus der Flüchtlinge hin.

„Ich glaubte einen Augenblick, Sie wären ein zweiter Pitirim“, sagte Vater Tichon einige Tage später. „Ich meinte, ich müßte Sie warnen, und ich riet Ihnen, dankbar zu sein für die Zeit, die Ihnen noch gewährt ist, selig zu werden.“

„Wer aber war der erste Pitirim?“ fragte ich, wenn ich schon der zweite gewesen sein sollte.

„Sie sind es nicht!“ sagte der Priester mit entwaffnender Väterlichkeit. „Seien Sie froh, ja, — aber nein, er ist selig geworden, meine ich, nur gab Gott ihm keine Zeit mehr oder gerade soviel, wie dazu nötig war, was wissen wir ...“ Ihm schienen viele Erinnerungen zu kommen, die er noch eine Weile mit der ganz nüchtern klingenden Erklärung zurückhielt, der allererste Pitirim sei der Heilige, dessen Asche in Tambow aufbewahrt würde, und der zweite Pitirim wäre ein junger Mann gewesen, Arbeiter bei einer Säge in Tuulos, ursprünglich ein Kind seiner Gemeinde, das sich dann von der losgesagt hätte, — und nun in der Gemeinde der Seligen, schloß er so selbstverständlich, daß es einen Spötter zum Lachen hätte herausfordern müssen.

Unser Gespräch fand am Vormittag eines Tages mit einer blassen Winter-sonne statt, wie sie zu den Tagen um das Fest aller Märtyrer überall auf der Welt einmal aus den Wolken bricht. Die Zeit unserer Absonderung von der übrigen Welt war vorüber, unsere Reinigung auf vielen Papieren vermerkt; bis das Gewißheit wurde, wo wir unser künftiges Leben und die Arbeit, die ja irgendwo auf uns warten mußte, finden würden, hatten wir die Erlaubnis, uns frei am Ort zu bewegen. In der Ereignislosigkeit des Lagerlebens war mir der Umgang mit dem Priester das einzige geworden, worin etwas geschah und etwas für mich sehr Wichtiges geschah. Es war so wichtig, daß ich späterhin alle meine Pläne und Absichten fahren ließ und gleich dem Priester und den Seinen Waldarbeit in einer nördlicheren Provinz annahm.

Bei einem unserer gemeinsamen Wege auf den Höhen rund um die Stadt, bei denen wir anstatt der in Reih und Glied gepflanzten neun jungen Kastanien

auf dem Lagerhof endlich wieder Bäume über den Köpfen hatten: Birken, denen die Herbstwinde immer noch nicht alle ihre gegilbten Blätter hatten auspeitschen können, sausende Kiefern und Tannen, in deren Nadelkleid die Windstöße zischten, und einen winterkalten Himmel, in dessen Blau eine Wolkenherde grau und weiß über den Scheitel stürmte — da gestand er mir, er hätte mich anfangs für einen zweiten Pitirim gehalten.

Das schreckte mich nicht mehr, nachdem er jenem Pitirim eben noch der Gesellschaft der Seligen zugezählt hätte, erwiderte ich.

„Sagen Sie das nicht“, beharrte er ernst. „Es ist ihm ergangen wie Simon Jona, ohne daß er alt geworden wäre. Ein anderer gürtete ihn und führte ihn, wohin er nicht wollte. Ich werde Ihnen seine Geschichte erzählen. Es ist zugleich unser aller Geschichte. Wir haben nichts Bedeutsameres erlebt, als was durch ihn und mit ihm geschah. Ich sage Ihnen: Wir konnten nur auf die Knie fallen und beten: »Du hast dich in Herrlichkeit erhoben, Herr... Du richtest gerecht. Wie der Rauch auseinandergetrieben wird, so treiben deine Feinde auseinander...« Und wenn Sie diese Geschichte gehört haben“, fuhr er, wie zurückgeholt aus einer Verzückung, die ihn überkommen, in anderem Ton fort, „werden Sie begreifen, warum wir hier sind, ja, warum Ihre Karte, von der Sie sprachen, nicht mehr gestimmt hat. Ja“, sagte er und sah sich nach einem Platz um, auf dem wir im Windschutz und an der wärmenden Sonne sitzen könnten, „jeder von uns sollte sie sich jeden Tag einmal erzählen, diese Geschichte. Die Vergegenwärtigung wäre wie der gesegnete Umgang mit einer Reliquie...“

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Das Zeichen

Zur mittäglichen Zeit im höchsten Ort des Jahr's,
im gold'nen Honigduft am Seegestade war's.
Im Röhricht schlief der Wind. Gelassen rann das Licht.
Und Steigen und Vergeh'n lag still im Gleichgewicht.
Am Ufer hielt ich Rast, an einen Stamm gelehnt.
Vor mir war blaue Flut und grüne Trift gedehnt.
Zur Seite fiel mein Blick. An einer Malve hing,
sechs, sieben Schritt entfernt, ein schwarzer Schmetterling.
Er ruhte regungslos, von jeder Willkür frei,
als ob er selber wohl ein Teil der Blüte sei.
Ich sah ihn lange an. Und so bedeutsam stand
das unbewegte Schwarz im sonnenfarb'nen Land,
daß mir ein kühler Hauch fremd in die Seele floß
und für Sekunden ich die Augenlider schloß.
Ich fühlte, wie Gesetz und Ahnung sich verwob.
Und als ich wiederum den Blick zum Falter hob,
da hatte er sich schon gelöst aus seiner Ruh,
und voller Gleichmut glitt er langsam auf mich zu.

Werner Bergengruen

Film-Rundschau

Glaubensdinge auf die Leinwand zu bringen ist nicht erst seit Bing Crosbys Synkopen hämmerndem Kaplan eine heikle Angelegenheit. Gar zu schnell bietet sich (scheinbar) Gefühls als Kitschklichee an. Echte religiöse Besessenheit ist anonym; sie ist ihrer Natur nach alles andere als ein Studienobjekt für neugierige Kamera-Augen. — Im „Monsieur Vincent“ rangen die Franzosen um den Gegenbeweis. In den „Musiciens du ciel“ versuchten sie es abermals. Was damals — als Ausnahme — fast zu gelingen schien: diesmal ging es — als Regel — daneben. Georges Lacombe, der die Regie hatte, dämpfte viel. Aber René Lefèvre (Autor und Hauptdarsteller) hatte zu sehr an sein Publikum gedacht. Das hing dem ganzen Film an. Gezeigt werden sollte die Arbeit der Heilsarmee. Gezeigt werden sollte ein Gefährdeter aus der Gosse und seine Wandlung zum linientreuen Heilsarmeesoldaten. Ein sauberes Thema. Aber welch ein Umweg zu seiner Bewältigung! Statt diesen Victor einfach ein starkes menschliches Erlebnis haben zu lassen, das seine Wandlung glaubhaft machte, muß eine Dea ex machina, muß Michèle Morgan, als schmucker und schließlich nach bewährtem Kameliendamen-Rezept sich zu Tode hustender Heilsarmeeleutnant erhalten. Das nimmt diesem Film viel. Psychologisch war er, von einigen Geschmacklosigkeiten (wie der imitierten Blindheit Victors) abgesehen, sorgfältiger gemacht. Auch technisch. Das Milieu, zumal im Anfang, „stimmte“ ersichtlich. Nachher verlor sich diese Dichte. Hervorragend als „völkisch“ vereinfachender Bibelausleger: Michel Simon: — Aber, ob es nicht vielleicht doch besser wäre, die von Toren vielbelächelte Heilsarmee erst mal in einem sachlichen Aufklärungsfilm zu rehabilitieren, bevor man Filmstars in ihre Uniformen steckt?

Als 50. Film ihrer Verleihstaffel seit Kriegsende schickten uns die Franzosen den 1947 (!) gedrehten „Ruy Blas“. Trotz einer Reihe großer Namen (von Victor Hugo stammte die Idee, von Cocteau das Drehbuch, Regie hatte Billon) eine Enttäuschung. Dieses kostümstarre Intrigenspiel, dieses plüschene

Opern-Spanien Hugos wirkt lediglich vom Dialog her. Und das sollte eigentlich das Letzte sein, was einem Film passieren dürfte, denn dann ist er Theater und kein Film mehr. Cocteau's Vorliebe zum rein verstandesmäßigen (und nicht intuitiv-notwendig empfundenen) Simplifizieren wird auch hier wieder, wie bereits in „La Belle et la Bête“, gründlich ad absurdum geführt; wobei hier noch der Hereinfall mit dem blanken Schmiedentheater-Effekt und der bloßen Tirade hinzukommt. Cocteau irrt sich: es gibt keinen „klassischen“ Filmstil. Man spürt es, er will ihn sich schaffen. Er glaubt, ihn vielleicht schon zu haben. Aber ein heute gedrehter Film, der nach einer Spieltechnik von 1930 gemacht ist: ein Film wie dieser: ohne jede Zwischentönung, lediglich „gebaut“, lediglich „gestellt“, kalt, blutlos „arrangiert“, pedantisch „ausgestattet“ und ebenso fotografiert, um nicht zu sagen: geknipst — ein solcher Film ist stil-los. Von dem — jeden unvoreingenommenen Bildgenuß von vornherein beeinträchtigenden — Kostüm- und Kulissenzauber jetzt einmal ganz abgesehen. Auch die Darsteller taten sich schwer diesmal. Kein Wunder, Billon wollte dauernd, was Cocteau wollte, und Cocteau wollte, daß sie sich ihrer Kostüme bewußt blieben. Er hätte besser getan, an die Tradition der „Visiteurs du soir“ oder des ebenfalls ausgezeichneten portugiesischen Kostüm-Streifens „Ines de Castro“ anzuknüpfen, statt sich dauernd von dem Bühneninspizienten Hugo über die Schulter sehen zu lassen.

Um dem englischen Spitzenfilm „Odd man out“ („Ausgestoßen“) völlig gerecht zu werden, ist es vor allem einmal notwendig, zwischen seiner Technik: dem Wie und seinem Inhalt: dem Was zu unterscheiden. Ich bin im Gegensatz zu den meisten Kritikern z. B. nicht der Ansicht, daß eine grandios gehandhabte Kamera und eine der Fotografie ebenbürtige Regie eine sowohl menschlich als auch künstlerisch stark anfechtbare Dutzendhandlung rechtfertigen. Wer diese Ansicht vertritt, redet einer heute recht fragwürdigen „filmischen Elfenbeinturm-Richtung“ das Wort, deren Gefahr

(nämlich den Menschen den Dingen gleichzusetzen) am offensichtlichsten im französischen Film zu Tage tritt. — Ich will damit sagen: wir können es uns im Zeitalter der dauernden Diskreditierung menschlicher Würde und der Bedrohung der individuellen Freiheit nicht leisten, uns an einem zu Tode geschundenen Rebellen zu goutieren; so raffiniert, so gekonnt auch immer seine Leidensphasen registriert sein mögen. — Technisch war dieser Film das Grandioseste, was seit langem hier zu sehen war; dieser nebelgraue, unerbittliche Realismus, diese phantastisch-scurril erfasste Arme-Leute-Welt, diese spannungsgeladene, nächtlich-regenfeuchte Stadtatmosphäre — das alles packt einen mit einer Wucht und Unmittelbarkeit, deren Sog man sich unmöglich entziehen konnte. Schlecht waren lediglich die Trickaufnahmen. Und schlecht, (besser:) billig, vordergründig veraktualisiert, psychopathisch überspitzt — war die Handlung. Früher war man ehrlich und ließ so etwas unter der Bezeichnung „Reißer“ laufen. Heute müssen die Bankräuber „Freiheitskämpfer“ sein. Natürlich, wo doch der Weg in die Freiheit (hier) durch den Tresor geht. Daß dabei diese „Rebellen“ genau solche Gangstermanieren an den Tag legen wie ihre Chicagoer Stiefbrüder, daß sie genau so wenig vor einem Mord zurückschrecken wie die Unterweltler alten Schlags — was macht es? Für die Organisation“ ist alles erlaubt. Eben. Das sagten die Nazis auch. — Und hier wird der Pferdefuß dieses Streifens sichtbar: ist Freiheit mit Mord zu erzwingen? Ist Freiheit noch Freiheit, wenn ihre Verfechter durch das Blut ihrer Widersacher geschritten sind? Rechtfertigt eine Idee Totschlag und Waffengewalt? Wie doch uns Deutschen immer noch vergangener Faustrecht-Mythos in den Knochen steckt, daß wir hier diese Fragen nicht stellen. Und sie müssen vor diesem Film gestellt werden. Sie müssen nicht nur gestellt, sie müssen verneint werden. Oder will einer aufstehn und sagen: wir „geknechteten und unterjochten“ Deutschen müßten heute zu unserer „Befreiung“ eine nationale Revolution entfachen? Bitte: das wäre die konsequente Folgerung aus den in „Odd man out“ aufgestellten Maximen.

Viel Aufheben wurde in der Presse auch von Billy Wilders „Lost weekend“ gemacht. Zu Unrecht. Was sollte gezeigt werden? Ein abschreckendes Bei-

spiel. Ein dem Alkohol verfallener Schriftsteller. Gut. Aber ergibt das schon einen Film? Es hätte einen ergeben, wenn man erlebt hätte, wie dieser Mann zum Trinken-kam, wie er anfang zu trinken; und vor allem, wenn man nicht nur drei Tage, sondern drei Jahre Zeuge eines Kampfes mit der Flasche gewesen wäre. So aber ist das nichts geworden als eine zäh-schleimige Dauervariante ein und desselben, sehr schnell ermüdenden Grundthemas: „Wie kann ich mich am schnellsten, am billigsten und am unauffälligsten betrinken?“ Gut fotografiert streckenweise, aber eben thematisch völlig zu Tode geschunden. Es bleibt schließlich, um das Ganze nicht auch noch im letzten Drittel elend stagnieren zu lassen, nichts als ein — allerdings grandios-visionärer — Trick übrig. Der und die Szenen in der Alkoholikerkstation des Irrenhauses sind aber auch die einzigen steigernden Momente in diesem Streifen; Spieldauer beider: nicht ganz fünf Minuten; ein bißchen mager für einen 1½-Stundenfilm. Und dann der Schluß: diesem, schon dem Delirium tremens verfallenen Säufer soll man glauben, daß eine Frau ihn bekehrt? Unmöglich. So schlecht, um einem das weiszumachen, war der Film nun auch wieder nicht. Und noch ein Einwand: es hieß, Wilder habe mit diesem Streifen gegen den Alkoholismus Stellung genommen. Ich frage: wieso denn gegen? Was bietet Wilder denn für ein Rezept gegen ihn? —: „Liebt, und ihr trinkt nicht mehr?“ Ich finde, Wilder hat gezeigt, wie einer säuft, und nicht, wie einer, glaubhaft bekehrt und: geheilt vor allem, aufhört zu saufen. Was aber ist, wenn man schon einen Zweck verfolgt, damit getan?

Ein weiterer amerikanischer Film, allerdings nun wieder leichtere Konfektionsware, war: „Together again“ (völlig irrsinnig mit „Modell wider Willen“ verdeutscht). Eine recht sorgfältig und mit viel Augenzwinkern gebaute Verwechslungskomödie, bei der man, zumal wenn es an die Persiflierung jugendlicher Übersteigerungssucht und romantisch-verquollener Pubertätswehen ging, aus dem befreienden Schmunzeln nicht mehr herauskam. Charles Coburn; ein Charakterkomiker von Format. Charles Boyer: einst eins der markantesten Schauspielersprofile des französischen Films, jetzt, in Hollywood: Dutzendbonvivant; Homines mutantur.

Ein Jammer: die beklemmend atonalen Urwald- und Großstadtsynkopen, die kreischend-frechen Blues des 1937 verstorbenen genialen George Gershwin hätten einen würdigeren Rahmen als jenen total zerwalzen verdient, in welchen Warner Bros. Irving Rapper sein Leben prassen ließen. („Rhapsody in Blue“ heißt nun dieses zweieinhalb-stündige Filmmonstrum.) Da ist alles drin (und „dran“): das frühreife Wunderkind, die küssende Muse, die Liebe, die Entsagung, der Ruhm, das liebe Geld, die böse Arbeit und der strahlende Erfolg (der sogar faustdick). Bloß Filmähnliches ist da — trotz eines verwirrenden Aufgebots an musikalischen Broadway-Stars — nichts mehr übrig geblieben. Zwei Lichtblicke gab es, zwei einzige: den Charakterkopf Oscar Levants, (der sich erfreulich unbekümmert selbst spielte) und die ungemein rassige Negersängerin Hazel Scott. Der Darsteller Gershwins — reden wir nicht von ihm; es war furchtbar zu sehen, wie er sich anstellte, um „schöpferische Intuition“ oder gar erst „Todesahnen“ zu mimen.

Die Russen zeigten uns einmal einen sehr guten und einmal einen sehr interessanten Film. Der sehr gute hatte den idiotisch verdeutschten Titel: „Erziehung der Gefühle“ (russisch hieß er viel richtiger: „Die Dorfschullehrerin“). Hauptrolle: Vera Marezkaja, eine Menschen-darstellerin ganz großen Formats. (Wir sahen sie zuerst im „Weg ins Glück“.) Wie diese Frau vom Backfisch bis zur Greisin sämtliche Lebensstadien dieser kleinen Dorfschullehrerin Warenjka glaubhaft macht, das gehört mit zu den eindrucksvollsten schauspielerischen Leistungen der letzten Jahre. Auch milieumäßig — er spielt hauptsächlich in einem winzigen sibirischen Dorf — war dieser Film von einer seltenen Frische und Unmittelbarkeit, die weit über das bisher hier gezeigte Mittelmaß russischer Filmkunst hinausragte. Natürlich blieb auch in diesem Streifen der tendenziöse Pferdefuß nicht verborgen. Aber er kam erst ziemlich am Schluß zum Vorschein. Und dem Menschenantlitz der Marezkaja tut er kaum Abbruch; man kann ihn zur Not mit in Kauf nehmen. — Technisch war das Ganze von einem beim heutigen russischen Film geradezu erstaunlich anmutenden Schmelz. Endlich kam auch einmal das seit Eisensteins Stummfilmerfolgen so arg vernachlässigte Detail: die tanzenden Beine, die tastende Hand,

der wackelnde Türriegel, wieder zur Geltung. Und wundervoll plastisch vor allem, geschickt (wenn auch mitunter etwas gar zu eintönig) abgedeckt; die ausdrucksstarken Gesichter. Nichts hier technisch von der aggressiven Grobkörnigkeit etwa noch der Filme Pudowkins, nichts aber auch von der unbeteiligt-wochenschauhaft gekurbelten oder auch gestümpert überbelichteten Manier des heutigen russischen Durchschnittsfilms; nein: dieser Film war von einer kameratechnischen Akkuratess, einer Gedämpftheit, die wohlthaten. Regie: Mark Donskoi.

Und nun der interessante, um nicht zu sagen der interessanteste russische Film seit Kriegsende überhaupt, ich meine „Die russische Frage“, nach dem Theaterstück von Konstantin Simonow. Um es gleich zu sagen: der Film ist schlechter, noch schlechter, jawohl. Kurz den Inhalt: Harry Smith, ein amerikanischer Journalist und (angeblich) guter Rußlandkenner erhält von seinem Chef, MacPherson, einem dutzendenfachen Zeitungsbesitzer, den Auftrag, ein Buch über Rußland zu schreiben; und zwar eins, das Herrn MacPherson und Konsorten in den Kram paßt, das nämlich die Russen als Kriegstreiber hinstellt. Smith nimmt an; er schreibt das Buch. Aber er schreibt es anders; so nämlich, wie er die Russen kennt. (Und er glaubt sie als friedliebend zu kennen.) Es gibt einen Riesenkrach, und das Buch, das bereits überall bombig plakatiert war, erscheint nicht. Smith, dieser wackere Bürger des „ändern Amerika“, des „Amerika der Lincolns und der Roosevelts“, Smith verliert also sein von den Vorschüssen gebautes Häuschen; auch seine Braut türmt. (Wer den Amerikaner, doppelt amerikanische Journalisten, etwas kennt, wird sich angesichts dieses typisch auf russische Kleinstbürgerverhältnisse zugeschnittenen Intermezzos ein Lächeln kaum verhehlen können.) Aber Smith, der wackere Genosse, Verzeihung: „Bürger erträgt diesen „ungeheuerlichen“ Schicksalsschlag mit Fassung. Er hat ja seinen „Auftrag“. Und der besteht darin, Versammlungen einzuberufen und das, was er nicht „schreiben darf“, unter dem frenetischen Beifall des „ändern“ Amerika (s. o.) zu erzählen. — Aus. — Das Grandioseste nun an diesem abenteuervoll grotesken Streifen war die herzerfrischende Unverfrorenheit, mit der diese Erzrussen versuchten, uns amerikanisch zu kommen.

Das war wirklich oft zwerchfellerschütternd, hatte allerdings auch wiederum ungemein rührende Stellen; so z. B., wenn die Darstellerin der Jessy, Smiths Braut, eine Russin, wie man sie sich russischer gar nicht vorstellen kann, sich in der Rolle eines (übrigens in der Filmgeschichte bereits um die dreißiger Jahre endgültig zu Grabe getragenen) „Vamp“ einzurichten versucht. Da paßt aber auch wirklich nichts aufeinander. Selbst dem Darsteller des Smith, einem an sich recht sympathischen Typ, liest man den „Volksschauspieler der UdSSR“ schon an der Nasenspitze ab. Auch die russische Auffassung von amerikanischer Wohnkultur ist hochinteressant. Ebenso dürfte ein amerikanischer Schneider an den modisch kartoffelsackartigen Schnitten der hier von den russischen Filmamerikanern getragenen Anzüge seine helle Freude haben. Wirklich, der ungewollte Heiterkeitserfolg, den dieser Film schon in den ersten Tagen gehabt haben dürfte, schadet seinen Inszenierern gar nichts. Wie kann man auch so wenig behutsam, so einfältig läppisch zu Werk gehen, wenn es sich um etwas so Wich-

tiges wie einen Propagandafilm handelt? Ich glaube, vom ganzen Regiestab hat überhaupt nur ein Mann Amerika wirklich gesehen. Und das ist der, der drüben die eingangs davorgeklebten Wochenschaustreifen besorgt hat (die, da echt amerikanisch, zu einer wirklich atemberaubenden Montage zusammengestückt sind). Fast ebenso erstaunlich wie die eben angedeutete Unbekümmertheit der Ausstattung ist aber auch die künstlerisch völlig unbelastete Regie; von den skurril-unfreiwilligen Fehlleistungen des dillettierenden Kameramannes ganz zu schweigen. Ein einziges Mal (als Smith, blitzschnell in etwa einem Dutzend verschiedener Einstellungen gezeigt, sein Rußlandbuch in die Maschine diktiert) war zu sehen, wie es hätte gemacht werden müssen. Das übrige war derart unverdaut und verfilzt, dermaßen ungenau und grob, ohne die kleinste Nuance, ohne Klarsicht und die geringste ideologische Fairneß, daß es wirklich nicht ernst genommen zu werden brauchte. Es sei denn: als Symptom.

Wolfdietrich Schnurre

Literarische Rundschau

„Des Teufels General“

Zuckmayers inzwischen schon längst berühmt gewordenes Drama liegt nun auch in Buchform vor (Berlin, Suhrkamp-Verlag). Das ist um so dankenswerter, als es sich um eine Dichtung handelt, die nicht nur den Zuschauer von der Bühne her anspricht, sondern auch den Leser unausweichlich in ihren Bann schlägt. Ja, manche Feinheiten der Gesamtzeichnung kommen sogar erst bei der Lektüre richtig zum Vorschein. Dabei spürt man dann auch, daß durch eine tiefend hohle antifaschistische „Literatur“ die Menschen der Demokratie nur entfremdet werden können, während ein echtes, zeitlos gelöstes Drama zu einer Schicksalstragödie werden kann, die alle Forderungen an die Bühne als moralische Anstalt vollauf erfüllt. Der läuternde Wert des „Teufels General“ hat sich durch die mannigfachen Aufführungen auf deut-

schen Bühnen längst erwiesen. Die Ausgewogenheit, die innere Wahrheit, die aus diesem Stück sprechen, sind sicherlich auf das Wissen des Dichters um die Verantwortung vor Gott zurückzuführen, darauf, daß er die saubere Trennung der causae secundae, der geschaffenen Ordnung, von der causa prima) dem göttlichen Schöpferwillen, vornimmt. Die sprachliche Fülle, die dichterische Dichte und die unaufdringlich allgegenwärtige Transzendenz machen mit der jugendhaften Unbeirrbarkeit und dem alles Tagespolitische überdauernden weltweiten Atem, den dieses Drama ausstrahlt, auch die Lektüre zu einem hohen Genuß.

H.-E. H.

Zürich

In einer vorbildlichen Ausstattung, wie wir sie in Deutschland nicht mehr gewohnt sind, ist eine Kunstmappe „Zürich“

im Werner Claßen-Verlag, Zürich, erschienen, die zwölf Zeichnungen des Malers Hans Rippmann enthält, in einer einmaligen Auflage von 400 nummerierten und vom Künstler handschriftlich signierten Exemplaren. Diese Ausgabe fügt sich organisch in das Schaffen dieses so mutig wie besonnen geleiteten jungen Verlages ein, der altes Gut ebenso zu würdigen weiß wie das lebendige Neue und einen guten Instinkt für das Wesentliche hat. Hans Rippmann ist ein Schweizer Künstler, der, in Stein am Rhein geboren, in Zürich seine zweite Heimat fand. Die zwölf Zeichnungen, die das Wesen der einmaligen Stadt Zürich als Großstadt und mit ihren alten verträumten Winkeln gleich lebendig erfaßt haben, legen ein ungewöhnlich reizvolles Zeugnis für Zürich ab. Aus der Altstadt, vom Leonhardsplatz, vom Seefeld, vom Limmatquai, von den Hauptverkehrszentren, Paradeplatz und Sihlporte, bis zu großen Überblicken über die Stadt mit ihrer unvergleichlichen Lage am See und vor den Bergen, sind die charakteristischen Züge der Stadt festgehalten worden. Es sind Zeichnungen, die sofort den Beschauer gefangen nehmen durch die Sicherheit der Stifführung und durch ihre vornehme Wahrhaftigkeit, durch ihre Einheitlichkeit, ihre klar durchdachte Komposition und das Sehen können ihres Schöpfers. Rippmann ist ausgezeichnet durch ein untrügliches Gefühl für das Echte, und er hält sich frei von jeder Manier, Künstelei und Effekthascherei aus einer letzten Verpflichtung und Achtung gegenüber dem Wesen und dem Adel der Kunst. Gottlieb Heinrich Heer schrieb eine feinsinnige Einführung, die dem Künstler Rippmann wie der Eigenart der Stadt Zürich in gleicher Weise gerecht wird.

R. P.

Abenteurer wider Willen

Als Hitler sein Dämonenreich aufzurichten beginnt, wird der Abenteurer wider Willen geboren — einer von Tausend, Zehntausend, Hunderttausend, endlich Millionen.

Der unsrige, bis gestern ein soignierter Herr des Berliner Westens, entspringt auf groteske Weise dem Polizeigefängnis Alexanderplatz und landet in Paris — ein noch ziemlich feiner Emigrant mit Cocktail Parties und Tee-Empfängen.

1940 geht es „richtig“ los: deutsche Tief-fliegerangriffe auf Flüchtlingskolonnen, Sprung nach Marseille; Obdach bei russischen „Weißgardisten“, die unterm vergilbten Zarenbild für den Sieg der Sowjets beten; Leben unter Gangstern, Schiebern, Dürnen der bewegten Hafenstadt; und wieder Flucht; Dasein im Vichy-Frankreich auf dem Wege zur Schweizer Grenze; Marquisarden und Bauern und Schmuggler und Grenzwächter und Curés als Helfer und Hinderer am Werk in buntem Wirbel durcheinander. Rabelais'sche und Hasek'sche Abenteuer dazwischen: Sturz in eine Käsetonne oder Verkleidung als Vogelscheuche. Und dann steht er eines schönen Morgens doch in Genf — unser Abenteurer wider Willen — frühstückt erst einmal reichlich, schüttelt sein leicht ergrautes Haupt und wundert sich, daß er das alles unversehrt überstanden hat...

Ja, unversehrt an Leib und Geist und Seele; darauf beruht der Wert des Erlebnisbuchs „Abenteurer wider Willen“ von Karl Wilczynski (Winterthur, Mondial-Verlag), das ein spannender Roman und mehr als dieses ist: ein mit Brillanz erzähltes Stück unserer Wirklichkeit. Alles trägt den Stempel subjektiver Wahrheit. Noch die tollste „Kolportage“ erscheint als das natürliche Ergebnis dieser ausgefugten Wirklichkeit.

Karl Wilczynski besitzt drei Gaben, die seinem Buch zustatten kommen: literarische Bescheidenheit, Grazie und Humor — eben jene Unversehrtheit aus dem starken Herzen. Sie hat für den Menschen eingenommen, der in dem Berlin der Weimarer Republik als Künstler wie als Mittler eine erfreuliche Rolle spielte. Sie trägt auch seine quacksilberige einfallsreiche Erzählung über Untiefen hinweg und macht sie zu einem lebenswerten Dokument unserer Zeitgeschichte. Man sollte der Schweizer Auflage bald eine deutsche folgen lassen.

Gerhart Pohl

Der Deutschienspiegel

In der Broschürenreihe „Der Deutschienspiegel“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die unter gutem Vorzeichen anfang, sind jetzt schon die Bände bis zum Doppelband 28/29 erschienen. Sie hat das gehalten, was sie versprach. Es sind

Beiträge wesentlicher Menschen, die etwas zu sagen haben zu allen brennenden deutschen Fragen und sich ihrer Verantwortung bewußt sind, zur Erkenntnis und Erneuerung beizutragen. Der Herausgeber Gerhart Binder hat ein bemerkenswertes Geschick, die richtigen Bearbeiter für die einzelnen Fragen zu gewinnen. Unter ihnen sind Autoren von besten und bewährten Namen, und es sind neue hinzugekommen, die Anspruch darauf haben, gehört zu werden. Heute liegen uns neu vor: Gerd Tellenbach „Die deutsche Not als Schuld und Schicksal“; Huberta von Bronsart „Weizen oder Spinat“, eine eingehende Untersuchung über die Wege, die die deutsche Landwirtschaft zu einer totalen Umstellung im Interesse unseres Volkes einschlagen sollte; Kurt Leonhard „Die heilige Fläche“, ein Doppelband, in dem in Gesprächsform die Grundlagen und die Ziele der modernen Kunst untersucht werden, und endlich die Zusammenfassung von Essays von Reinhold Schneider: Um die Wahrheit vom Bösen; Wallensteins Verrat; Und vergiß uns unsere Schuld; Im Schatten Mephistos.

Jaspers, Nietzsche und das Christentum

Der Heidelberger Philosoph Karl Jaspers hat im Verlag der Buchstube Fritz Seifert, Hameln, eine Schrift „Nietzsche und das Christentum“ herausgegeben, die er schon im Mai des Jahres 1938 als Grundlage eines Vortrages auf Einladung eines „Wissenschaftlichen Predigervereins“ in Hannover ausgearbeitet hatte. Der Schrift, die unverändert zum Abdruck gekommen ist, kommt unter den heutigen Umständen eine besondere Bedeutung zu. Man denkt zur Zeit nicht gut über Nietzsche und hat gewichtige Gründe dafür. Insbesondere sind wir nicht mehr ohne weiteres in der früher oft geübten und gerade von Jaspers methodisch sanktionierten Weise bereit, einem Philosophen der sich, um eine Formulierung Thomas Mann's zu gebrauchen, als Ideensouffleur des Weltfaschismus bewährt hat, alle wörtlichen Äußerungen nachzusehen und nur das tiefere, hinter ihnen lebende, philosophische „mouvement“ zu berück-

sichtigen. Andererseits darf nun aber der kundigste und liebendste Nietzsche-Interpret unter den zeitgenössischen Philosophen, eben Karl Jaspers, für sich in Anspruch nehmen, zu den Verfolgten des Naziregimes gehört zu haben. So würde sein Wort zur Rechtfertigung Nietzsches, sofern eine solche gemeint ist, heute von doppeltem Gewicht sein. Sicherlich enthält nun die Herausgabe dieser Schrift eine gewisse Demonstration, obwohl fast zehn Jahre zwischen ihrer Abfassung und heute verstrichen sind. Man darf zum mindesten annehmen, daß Jaspers die Kriterien und Maßstäbe, die er damals an Nietzsche anlegte, auch heute noch für gültig und ausreichend erachtet.

Wie in seinem großen Werk „Nietzsche, Einführung in das Verständnis seines Philosophierens“ schlägt Jaspers auch in dieser speziellen Schrift einen zurückhaltenden, zunächst beinahe philosophisch erscheinenden Weg ein, indem er Nietzsche vorerst im wesentlichen selbst sprechen läßt, um nur durch ein kundiges Arrangement einander ergänzender, erhellender oder auch antithetisch abschwächender Zitate unsere Optik für die behandelten Probleme zu verbessern. Nietzsches polemische Stellung zum Christentum ist heute ein in großen Zügen hinreichend bekanntes, vielfach diskutiertes allgemeines Bildungsgut. Dennoch wird einem Christen nicht wenig von seinen spezifischen Tugenden abverlangt, wenn er in einer so pointierten Übersicht, wie Jaspers sie bietet, noch einmal die Schläge dieses Feindes gefaßt entgegennehmen will. Die ungeheuerliche Bösartigkeit dieser Angriffe richtet sich ja nicht nur gegen den unwichtigen einzelnen Gläubigen, sondern gegen die großen Namen der Kirchengeschichte, zuletzt aber auch gegen den Erlöser selbst. Hieran wird auch nicht viel gemildert, daß Nietzsche in „stillen Stunden“ heilende, ja, verehrende Worte gegen Kirche und Priester findet und uns versichert, „niemals in seinem Denken gemein“ gegen das Christentum gewesen zu sein, ja, sogar die Wurzeln seines eigenen Vernichtungskampfes in der christlichen Wahrheitsidee erkennt. Jaspers' Zusammenstellung läßt erkennen, daß Nietzsche einen doppelten Angriff führt. Sein Hauptstoß richtet sich gegen das Christentum als Kirche und Lehre („die absurden Dogmen“). Er wird unter völliger Diskriminierung geführt („hier gibt es nur eine Rechtschaffenheit, ein unbe-

dingtes Nein"). Dieser Angriff könnte aber immerhin noch auf „Reformation“ hinauslaufen, und, gewissermaßen um sich selbst jedes Zurück abzuschneiden, wendet sich ein zweiter, verborgener Angriffsstoß auch gegen die Person Jesu selbst. Das ist etwas, was noch kein Geist von Rang mit gutem Gewissen gewagt hat. Vielleicht hat es aber darum gerade Nietzsches Einmaligkeitswahn erregt. Jesus wird von ihm als ein „psychologischer Typus“ verstanden, für den er nicht die Begriffe Held oder Genie, sondern „ein anderes Wort“ am Platze findet, und den er im übrigen als einen der reinen Innerlichkeit und dem Seligkeitsstreben zugewandten Existenzidealist (notdürftig und gewaltsam genug) zu charakterisieren und zugleich bereits zu dem Urchristentum und „Gottessohn“ der Evangelien in Gegensatz zu bringen sucht. „Nihilismus“ aber steckt nach Nietzsche in beiden, im Christentum Jesu selber, wie in dem der Kirche, nur das eine Mal ohne, das andere Mal mit böartigem Ressentiment gegen die Mächte der Welt und des Lebens. Es wird einem schwer, diese Dinge und Behauptungen zu lesen und referierend doppelt intensiv in den Geist zu nehmen. Sie übersteigern sich, von keiner geschichtlichen Logik, sondern ausschließlich von psychologischer Selbstanalyse und Dialektik gesteuert, immer mehr, so daß Nietzsche schließlich auch das halbe Altertum, zumal die sokratisch-platonische Philosophie in den Angriff einbezieht. Die Spekulation wird immer dünner und endet zuletzt auch in ihrer eigensten Ebene, der psychologischen, in ausgemachten Platteheiten, wenn er z. B. das Problem, wie eine so auf die Bedürfnisse der Niedrigen, Kleinen und Schlechtweggekommenen abzielende Lehre doch auch die Vornehmen, Starken, Adligen in ihren Bann ziehen konnte, aus deren „müden Stunden“ erklärt. Die einzige Entschuldigung aller dieser bis zu unabweigbarer Böartigkeit, ja Schändlichkeit sich steigenden Schiefheiten, Verdrehungen, bestenfalls Halb- und Viertelswahrheiten ist es, daß Nietzsche ja zuletzt selbst nicht an sie, wie an nichts, was er gesagt hat, glaubte, sondern nur die Lust des Denkens und Aussprechens der „Perspektive“ genoß, um es törichte Seelen und Köpfe zu überlassen, aus dem tödlichen Wirrwarr wieder hinauszufinden. Man weiß dies alles seit langem, gefällt sich aber darin, die „Impulse“ für fruchtbar, das Negative

für eine positive Vertiefung zu halten. Auch Jaspers sieht hierin schließlich den Gewinn der inneren Bewegung, in die Nietzsche hineinreißt. Ist er aber wirklich so groß? Trifft die Nietzschesche Polemik wirkliche Realitäten der christlichen Welt, die unter ihr in Selbstkenntnis verwandelt werden könnten? Wir zweifeln und möchten meinen, daß für jeden „Fortgeschrittenen“ im inneren Umkreise der religiösen Wirklichkeit der Lärm dieser Angriffe eigentlich „draußen“ liegt, irgendwo in einer Sphäre, wo man in anderen Worten und Kategorien spricht, so daß sich eine eigentliche dialektische Erörterung fast erübrigt. Auch Jaspers muß dies gefühlt haben, wenn er auch die Anklagen Nietzsches genauestens sammelt, sortiert und registriert. Er ist sich bewußt, daß Nietzsche sich „um die sublimen Gedankenbauten“ der christlichen Theologie nie gekümmert hat, und erkennt auch den Mangel an „historischer Realität“ in seinen „in der bloßen Dramatik von Behauptungen, Werturteilen, Aussagen“ sich verlierenden Invektiven. Aber: „einen Denker verstehen“ heißt seine tiefsten Motive verstehen. Nur die Spannkraft, das Mouvement, nicht aber die Ergebnisse von Nietzsches Denken bleiben für Jaspers relevant. Hier knüpft er dann den entscheidenden Gedanken seiner eigenen Philosophie als ergänzende Kritik an: Das Umgreifende, das Ganze, die Transzendenz, das Absolute oder, wie die wechselnden letzten Kategorien bei Jaspers heißen, „läßt sich nicht denken“, weil es im Akt des denkenden Bestimmens verendlicht, einbegriffen, relativiert würde. Solches tut nun Nietzsche unbewußt mit allen seinen letzten Aussagen über den Sinn oder Unsinn der Geschichte, des Lebens, dieses oder jenes geschichtlichen Komplexes wie das Christentum, um sich freilich dieses kleinen Widerspruchs doch mittelbar in der fortwährenden Unruhe seines in sich unendlichen Denkens bewußt zu werden. Sieht man dies alles ein, so bleibt aber doch am Ende ein Vakuum, das die verstehende Analyse von Jaspers nicht auszufüllen vermag. Es bleibt ein schlichtes Wozu und Warum des Lesens, Denkens und Schreibens, wenn doch nirgends ein Sein, eine Wahrheit ergriffen wurde, in denen der Gedanke die Identität mit dem Wirklichen ruhend genießt. Hierüber als einer leisen, in der Ferne auftauchenden Frage entgleitet indessen am Schluß die Jasperssche Analyse und Apologetik in

eine Schwäche, die sicherlich unter dem Maß und Rang der vorausgegangenen Untersuchungen steht: Nietzsche selbst habe, „zerstört durch einen sein Schaffen vorzeitig beendigenden Krankheitsprozeß, die systematische Einheit seines Denkens nicht mehr zur Darstellung bringen können“. Soll damit ein Nietzsche konstruiert werden, der das, was er bis zu seinem Zusammenbruch gedacht hat, auch ohne seine Krankheit hätte schreiben und denken können, um es dann vielleicht noch durch eine systematische Abrundung von seinen Irrtümern und Kraftleihen zu befreien? Das würde aber die äußerste Verkenntung des Schicksalhaften bedeuten, das schließlich die einzige bleibende Größe gerade dieses Geistes genannt werden muß.

Joachim Günther

„Tag- und Nachtbücher“

Spreu und Weizen unserer jüngsten Vergangenheit sind noch lange nicht säuberlich geschieden und allzu viel Spreu versteht es noch, sich heute als Weizen zu tarnen; aber auf die Dauer können wir ruhig Gottes reinigendem Wind vertrauen. Bis es jedoch soweit ist, müssen wir uns um so beharrlicher der jetzt schon eindeutig erkannten Weizenkörner annehmen. Und nur in diesem Sinne können wir von Theodor Haecker sprechen und ihm jenen Boden bereiten in dem sein Korn zu unserem und der Menschheit Segen aufgehen kann. Allein schon um seinem wegen, und wäre er der einzig Gerechte in unserer ungerechten Zeit gewesen, müßte unserem Volk, von dem sich Haecker niemals distanziert und mit dem er freiwillig mitgelitten hat, verziehen werden. Er war nicht nur ein großer Denker, Deuter, Mahner und Lehrer, er war mehr als all das zusammen, er war das, was in unserer Zeit so selten ist und in ihr so not tut: ein von Gott erfüllter und erleuchteter gläubiger Mensch. Wer Haeckers Kierkegaard-Übersetzungen und seine Arbeiten über ihn kennt, wer seinen „Vergil, Vater des Abendlandes“, seine Bücher „Was ist der Mensch?“ und „Der Christ und die Geschichte“ — um nur einige seiner Werke zu zitieren — las, und wer ihn als den luziden Antipoden Spenglers kannte, der mußte sehr hohe Erwartungen an die „Tag- und Nachtbücher“, Haeckers Aufzeichnungen aus den Jahren 1939 bis 1945

stellen, die Dr. Heinrich Wild, der verdienstvolle Betreuer der Hegner-Bücherei in München, herausgegeben hat. Aber auch die höchsten Erwartungen sind übertroffen worden. Erinnern wir uns der pointierten Formulierungen, die Haecker fand, als er Spenglers „Ungedanken“ entlarvte, die unreifen Geistern zur Speise vorgesetzt wurden: „Es ist ein Rattenkönig von Widersprüchen, aber gerade das scheint die Kost schmackhaft zu machen... Und hätte ein Satiriker die Einbildungskraft zweier Swifts, den Spengler könnte er trotzdem nicht erfinden.“ Solche sprachlichen Glanzlichter mögen in den Tagebüchern fehlen oder seltener geworden sein. Dafür aber wurde das Gewicht der Worte noch schwerer, ihre Glut noch brennender und ihre Wahrheit bis an die absolute Wahrheit, die Gott heißt, herangebracht. Es ist unmöglich in einer Besprechung der Tagebücher auch nur zu versuchen, ihren Gehalt zu umreißen. Es scheint so, als ob das Leben selbst in seiner unübersehbaren Vielfalt hier eingefangen sei. In alle Sprachen der Welt müßten diese Gedanken übersetzt werden, um ihr zu zeigen, daß auch das in Deutschland gedacht und geschrieben wurde, als der Antichrist die Unzahl von Helfern für seine geistigen und leiblichen Folterkammern fand. Niemand sollte über diese Zeit urteilen dürfen, der nicht auch die „Tag- und Nachtbücher“ kennt, und kein Deutscher, dem die Sorge um das Morgen ein verpflichtendes Anliegen ist, kann als Ratgeber und Wegweiser auf dieses auf Gott und das Abendland vertrauende Buch verzichten. Aber alle sollten immer der Eintragung Theodor Haeckers vom 8. Februar 1945 (zwei Monate vor seinem Tode) eingedenk sein: „Das ist das untrügliche Kennzeichen des falschen Propheten, des Propheten der Welt, daß er dem Menschen klar oder versteckt sagt, daß der Weg des Heils breit sei und die Pforte weit, während in Wahrheit und nach Gottes Willen der Weg schmal ist und die Pforte eng.“

Hanns-Erich Haack

Von Drinnen und Draußen

Der Roman „Der Strudel“ von José Eustacio Rivera (Karlsruhe, Stahlberg), ordnet sich in die großen Anklageromane der Welt als der gültige Beitrag eines Kolumbianers ein. Es geht um die Greuel, denen die Kautschuk-

sammler durch die rücksichtslose Ausbeutung eiskalt rechnender Unternehmer und die Brutalität der unteren Aufsichtsorgane ausgesetzt waren. Diese Bilder von zum Teil apokalyptischer Kraft erschüttern.

G. K. Chestertons Buch „Der Mann, der Donnerstag war“ trägt seinen Untertitel „Eine phantastische Geschichte“ wahrlich zu Recht (Wiesentheid, Droemer). Man verliert völlig den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen bei der Lektüre und wird selber in eine Art Trancezustand versetzt, indem man auch die größten Unwahrscheinlichkeiten widerspruchslos hinnimmt. Hier wird ein junger Kriminalbeamter auf geheimnisvollste Weise in einen Kreis berufen, in dem jeder der Teilnehmer den Namen eines Wochentags trägt, in ein Gremium, das eine Art geheimer Weltregierung darstellt und angeblich eine Bewegung vertritt, die zum Umsturz der ganzen Weltordnung dienen soll. Es stellt sich dann heraus, daß sämtliche Mitglieder, von dem geheimnisvollen Leiter abgesehen, Geheimpolizisten sind, denen es gerade obliegt, die gefährliche Bewegung zu entlarven. Situationen von einer unsagbaren Komik reihen sich aneinander, der man sich hemmungslos hingibt, um am Schluß nicht zu wissen, ob es sich hier um eine grandiose Verspottung landläufiger Detektivromane handelt oder ob nicht der letzte Schleier weggerissen wird von der Fragwürdigkeit des menschlichen Daseins. Gerade dazu bringt ja Chesterton alle Voraussetzungen mit, und so bleibt man lange unter dem Eindruck dieses Buches. Die 20 Zeichnungen, die der souveränen Phantasterei gerecht werden, sind von Gerda v. Stengel.

Eine Art Forsyte-Saga, nach Amerika transponiert, ist der berühmte Roman von Mazo de la Roche „Familie auf Jalna“ (München, Nymphenburger Verlagshandlung, RM 8,80). Die Familie lebt in Jalna, im Westen von USA, und ist in jeder einzelnen Person in unüberbietbarer Weise profiliert und charakterisiert. Drei Generationen leben zusammen, und das Haus ist der Hort, aus dem sie ihre Kraft und ihre Bedeutung ziehen und von dem losgelöst, sie Irrungen und Wirrungen unterworfen sind, die die Atmosphäre der Familie sonst von ihnen fernhielt. Über die Familie herrscht wie eine Ahnfrau die alte Großmutter, trotzdem sie schon einigermaßen, gerade auch in Körperlichkeiten, kindisch geworden ist. Der Träger

der Familientradition ist ein nach außen hart sich gebender Mensch, ein Enkel der Alten, bei dem aber, als durch eine fremde Frau eine andere Welt in die Geschlossenheit des Hauses eindringt, das Herz sich meldet und ihn in die allgemeine Verwirrung zieht. Im Grunde ist es die Konvention, die der Familie ihren Zusammenhalt und ihre Kraft verbürgt. Daß trotzdem bei den schweren Stürmen, die durch die Familie gehen und Bruder gegen Bruder stellen, schließlich doch der Gedanke der Familie siegt, liegt daran, daß sie ihre Kraft aus dem Heimatboden zieht. Alles wird unsentimental erzählt und ein süßliches Happy end vermieden. Der jüngste der Familie, der Knabe Wakefield, steht im inneren Mittelpunkt des Romans, und an der Stellung, der Einzelnen zu ihm entscheidet sich manches. Auch er ist wie alle anderen Gestalten des Romans unübertrefflich gezeichnet.

Im Mittelpunkt auch der beiden Bücher „Jungfernnreise“ von Denton Welch (Berlin, Carl Habel Verlag, RM 12,50) und „Junges Blatt am Baum“ von William Maxwell (Berlin, Lothar Blanvalet, RM 22,80) stehen junge Menschen. Welch beschreibt seine eigene Kindheit und Jugend. Er lebt noch im Zwischenland, in den schwierigen Jünglingsjahren. Die Sehnsucht nach dem großen Leben, gehemmt durch die Lebensangst, die Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, vor denen er sich zu gleicher Zeit fürchtet, die Lust auf Abenteuer und das bis zur letzten Konsequenz gesteigerte Suchen nach Freiheit sind die Elemente, aus denen sich das Leben dieses Knaben formt, ehe er zum Jüngling wird. Das Buch beginnt in England. Er kneift aus der Schule aus und kann nur mit Mühe wieder zurückgebracht werden. Dann geht er zu seinem Vater nach China, um dort die Hemmungen der Zwischenjahre zu überwinden. Natürlich ist das Buch sehr Ichbezogen, aber das ist das gute Recht der Jugend. Edith Sitwell schrieb ein kurzes Vorwort. Man wird ihr zustimmen, daß dieses Erstlingswerk trotz unvermeidlicher Schwächen, die aber in den Vorzügen der Jugend begründet sind, ein dichterisches Versprechen bedeutet.

Härter in der Linienführung ist der Roman „Junges Blatt am Baum“, der wohl für die amerikanische Jugend als typisch angesprochen werden dürfte. Der Dichter, eine der stärksten Begabungen der jün-

geren amerikanischen Erzähler, schildert die Entwicklung eines Jungen zum Mann in allen Stadien des Bedrücktseins, der Lebensangst, dem Gehemmtsein durch die körperliche Unvollkommenheit seiner Jahre, die grenzenlose Sehnsucht nach Hingabe und zu gleicher Zeit die Angst vor ihr. Man kann für die Psychologie der amerikanischen Jugend viel aus diesem Buch lernen, das einen scharfen und klaren Psychologen und einen Dichter zum Verfasser hat. D. R.

Bücher über Kunst

G. F. Hartlaubs „Graphik des Expressionismus in Deutschland“ (Stuttgart, Gerd Hatje, mit 64 Tafeln in Großquart) enthält beides: Anschauungsmaterial in vorzüglicher Auswahl und Größe der Reproduktionen und einen Text, der in seiner erschöpfenden und eindringlichen Klarheit über das immer noch umstrittene Phänomen der deutschen Ausdruckskunst vollkommene Auskunft gibt. Als erstes größeres Werk, das seit 1933 über die Kunst des 20. Jahrhunderts erschienen ist, kann es ein wertvoller Führer zur Erkenntnis, zur besseren und läuternden Bekanntheit für alle werden, die dieser großen und echt deutschen Kunst noch fremd gegenüberstehen. Die textliche Darstellung ist von einer so starken Liebe und Kennerschaft getragen, daß ich kaum ein anderes Werk über den Gegenstand nennen könnte, das so erleuchtend darüber orientiert. Hartlaubs innige Vertrautheit damit stammt noch aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, da er zunächst als Mitarbeiter Fritz Wicherts, später als Leiter der Mannheimer Kunsthalle sammelnd und schriftstellerisch die eingehendste Kenntnis von Künstlern und Kunstwerken der jüngsten Richtung erwarb. Ein meisterliches Werk, für Liebhaber, Kenner und Laien gleich bedeutend.

Daß Hartlaub auch in der älteren Kunst mit nicht geringerer Kennerschaft zu Hause ist, zeigt ein Bändchen der von C. G. Heise in Hamburg herausgegebenen Serie „Der Kunstbrief“, in welchem er das berühmte „Paradiesgärtlein von einem oberrheinischen Meister von 1410“ im Städelschen Museum erläutert (Berlin, Gebr. Mann, mit 16 Abbildungen). Formale, stilkritische und inhaltliche Analysen der zaubernen

den Tafel sind mit gleicher Sicherheit behandelt; mit einer Dialektik, deren behutsames Vorwärtstasten zu wissenschaftlichen Resultaten einen stilistischen Reiz von intimer Art für den Feinschmecker darbietet.

Endlich gibt Hartlaub selber eine Reihe von Heften mit guten Reproduktionen heraus, die er „Der Kunstspiegel“ nennt. Das erste Bändchen enthält 27 Justizkarikaturen von Daumier (Karikaturen der Justiz von H. Daumier, Heidelberg, Verlag Scherer), ausgewählt und mit einer kenntnisreichen Einleitung versehen von dem ehemaligen Justizminister Gustav Radbruch. Die vorgesehene Reihe spricht von Themen, die das zwielichtige Gebiet zwischen Kunst und Sinnbild erhellen sollen; verführerische Probleme, auf deren Darstellung wir nach der ersten wohl gelungenen Probe gespannt sein dürfen.

Paul F. Schmidt

Der Arzt als Priester

Der Dialog der beiden Ärzte Justus und Thomas in Werner Leibbrands „Gespräch über die Gesundheit“ (Hamburg, Claassen & Goverts), geht aus von der Aufgabe des Arztes, den Menschen gesund zu machen. Aus der Frage, mit welcher Methode er dieses Ziel am sichersten erreichen könne, ob als „Praktiker“ oder als Philosoph, wird nach kurzer Zeit die unumgängliche Frage, was denn Gesundheit überhaupt sei. Beide erkennen sie darauf diesen Begriff nicht als eine empirische Gegebenheit der Naturwissenschaft, sondern als eine nie verwirklichte, nie zu verwirklichende Aufgabe. Die Erkenntnis ihres Charakters als „Tugend“ gibt dem Arzte den Rang eines „Priesterarztes“ wieder, den er tatsächlich früher auch besessen hat. Es ist das Wesen des Menschen als eines Geschöpfes, schwach zu sein im Vergleich zu seinem Schöpfer. „Gesund“ ist er im paradiesischen Zustand naiver ungetrübter Gotteserkenntnis. Von „Krankheit“ kann er endgültig erst erlöst werden durch jene Erlösung, die alle „Krankheit“ aufhebt. Dann erst wird der Mensch wieder, wenn auch immer noch auf das Anschauen Gottes angewiesen, seine Schwäche ohne Stachel als natürlichen Zustand erledigen können. So steht das Handeln des klar erkennenden Arztes unter dem Wissen, daß Gesund-

heit ein transzendentes Ziel ist. Der „Abtrünnige“, der etwa glaubte, durch menschliche Technik die Krankheiten ausrotten zu können, unternimmt das widersinnige Experiment, „einen transzendenten Zustand im Dasein zu verwirklichen; daran muß er scheitern. Er wird so selbst krank an seiner Seele“. Der Gläubige sieht hingegen zunächst alles Geschehen als eine vielverzweigte Analogie der Erlösung an; nicht etwa in dem Sinne, daß er auf diese zeitlich hinstrebt, sondern daß die oberste Erlösungstat sich auch in jeder weltlichen Hilfstat qualitativ wiederholt. So ist echtes ärztliches Tun ein priesterliches Tun, der Arzt ist Diener und Seher zugleich (auch, wenn er als „intuitiver“ Arzt die eigene Rolle durchaus nicht bewußt erlebt). H. v. Dittfurth

Fulda MCMXLVI

Unter der obigen Verlags- und Jahresbezeichnung, hinter der sich die vorm. Fuldaer Aktiendruckerei, heute Druck und Verlag Parzeller & Co., „verbirgt“, sind in schlichtem, einfarbigem Kartongewande, mit einer Titeletkettierung beklebt, eine Reihe kleiner, nicht eben auffälliger, aber durchgehend einen kostbaren Inhalt verwahrender Bücher erschienen, hinter denen eine bemerkenswerte verlegerische Regie festgestellt werden muß. Ein Bändchen nennt sich „Wort und Sinn“ und enthält drei Essays „von den Elementen der Sprache“ aus der Feder des ehemaligen Feuilletonleiters des „Darmstädter Tagblattes“, einer der wenigen guten und unvergessenen Zeitungen der Hitlerzeit. Herbert Nette, den wir meinen, ist damals als Schriftsteller wenig hervorgetreten. Er zeigt mit diesen drei Aufsätzen, daß er fortan unter die vorzüglichsten deutschen Essayisten gerechnet werden muß. Vielleicht nicht der erschöpfendste, aber der wichtigste Aufsatz dieses Trios ist den „Konsonanten“ gewidmet, in einer dem meditativen Betrachtungsstandpunkte nach ähnlichen Weise wie Jüngers „Lob der Vokale“. Auch dies ein Stück „Atomforschung“ der Sprache, das allerlei vorher von der wissenschaftlichen Lautforschung und der üblichen Philologie ungeahnte Konzentration von Sinn, Geist und Ausdrucksqualitäten in diesem verdeckten Bereich zu Tage fördert und uns fortan zwar das dunkle Gelände noch nicht völlig überschauen, aber doch für weitere Forschung abstecken läßt. Das Büchlein enthält zwei weitere Aufsätze über die „Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts“ und „Zur Theorie des Übersetzens“, in denen sich Kunst und Wissenschaft des Essays in einer über die spezielle Thematik weit hinausgehenden Weise zu einer reinigenden und beglückenden Wirkung auf das mitsinnende Gemüt vereinigen.

Die anderen bisher vorliegenden Bändchen der Reihe enthalten Erzähltes. Der im angelsächsischen Sprachbereich fast berühmter oder doch beliebter als bei uns gewordene „Anton Reiser“ des Karl Philipp Moritz wird in einem „Leiden und Wonne des Schülers Anton Reiser“ überschnitten, der im wesentlichen den zweiten 1786 zuerst erschienenen Teil der großen Lebensgeschichte

Literatennöte

Mit seinem Roman „In jenen Tagen“ (München, Desch) hat Rudolf Schneider-Schelde ein merkwürdiges Buch geschrieben, merkwürdig, weil man es stellenweise widerwillig liest und doch davon nicht loskommt. Ein Schriftsteller, der sein Handwerk hochhält, aber mit seiner Hilfe die Nöte des Alltags nur unvollkommen überwinden kann, indem er sich vergebens bemüht, nebenbei, um sich und seiner Geliebten das Leben zu fristen, so zu schreiben, wie die urteilslose Menge, zu der in diesem Falle auch die Verleger zählen, leider verlangt, schildert die kümmerlichen Nöte, mit denen er sich herumschlagen muß. Oft fehlen ihm die paar Mark, um das nächste Mittagessen zu finanzieren. Er läuft in der Stadt herum, um einen höchst nötigen Pump aufzunehmen, und nicht immer gelingt es ihm. Er hat in seiner Freundin eine lebenswürdige Helferin, der die Treue zu halten ihm dennoch nicht immer leicht fällt. Er betrachtet seine Lage oft mit erfreulicher Selbstironie, freilich auch nicht ohne Eitelkeit, und bleibt am Ende sich selbst, seiner Lilli und seiner Kunst treu. Glücklicherweise wird er für paar gute Stunden strahlender Helle und Freiheit, in denen er schreibt, wie ihm ums Herz ist und die ihn alle Niederlagen vergessen lassen. Das Buch ist 1932 geschrieben, und etwas von der großen Ratlosigkeit, die in jenen Jahren viele befallen hatte, spiegelt sich in diesen Literatennöten.

Paul Weiglin

umfaßt, geboten. Ein „Notbehelf“, wie der Herausgeber Walter Schmieles selbst gesteht; aber immerhin ausreichend, um die Bekanntheit dieses ständig bei uns mit der Vergessenheit ringenden Autors zu erneuern, den kein Geringerer als Goethe, „einen jüngeren Bruder“ von sich nannte, der nur „da vom Schicksal verwaht und beschädigt“ worden sei, wo er selbst „begünstigt und vorgezogen“ wurde. Ein drittes Bändchen bringt den Herausgeber Walter Schmieles als Erzähler und betitelt sich „Unvergessliches Gesicht“. Es steht in einem bestimmten inneren Zusammenhang mit dem vierten und letzten bisher vorliegenden Bande der Reihe, fünf kurzen Erzählungen Johann Arnbrusters, die er unter dem Titel „Herbstlaub“ vereinigte. Beide Erzähler, Arnbruster in der Gestalt der gereiften, „süßen“ Meisterschaft, Schmieles in der noch etwas kühleren, frisch erblühten, aber auch bereits besiegelten Meisterschaft, geben ein Muster für das, was wir aus unserem

Eigensten der „story“ oder der „courte histoire“ entgegenzusetzen haben, im Rahmen eines deutschen Feuilletons: keine gedrängte Handlung oder „unerhörte“ kleine Begebenheit, deren Stoff sich präzise ins Gemüt drängt, sondern über einem von anderen unbeachteten epischen Kern eine Handlungsbewegung des eigenen von ihm induzierten Geistes. So liegt die Hauptkunst dieser Kurzerzählung im Deskriptiven und Meditativen. Es ist ein „essaistischer Typ“ von Erzählung, ein Ausdruck der wesenhaften deutschen Einsamkeit. Darf man in diesem Rahmen Arnbruster vielleicht als einen unerreichten Meister sublimster Kolorierung bezeichnen, so fällt bei Schmieles eine beglückende Reinheit und Eleganz der sprachlichen Linienführung auf. In beiden Fällen aber ist ein Muster einer deutschen Kleingeschichte, wie wir vielleicht besser als „Kurzgeschichte“ sagen können, erreicht, das in weltweiten Wettbewerb treten darf.

Joachim Günther

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

- * Lily Gädke, Gröppenhof — Alfred Joachim Fischer, London, 27. 11. 1909
Kaszczo — Hermann Sinsheimer, London — Siegfried von Vegesack, Weissenstein — Dr. Wilhelm Hartnacke, Schwefel — Werner Bergengruen, Zürich — Prof. Dr. Werner Milch, Marburg, 6. 1. 1903 Breslau — Dr. Hanns-Erich Haack, Dieffen — Dr. Herbert Stegmann, Berlin — Edzard Schaper, Zürich, 30. 9. 1908 Ostrow — Gerhart Pohl, Berlin — Joachim Günther, Bayr. Eisenstein — Dr. Paul F. Schmidt, Siegsdorf, 7. 4. 1878 Goldap — Dr. H. v. Dittfurth, Lemme, — Dr. Paul Weiglin, Berlin

Veröffentlicht unter Zulassung Nr. 17 der Britischen Militärregierung

Herstellung, Auslieferung und Anzeigenverwaltung: Verlag Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Gutenbergstraße 3, Fernruf: 39 36 35, Verlagslizenz: CB 15 l

Bestellungen: bei den Postanstalten, jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag Albert Nauck & Co., Bln.-Charlottenburg 2

Bezugspreis: vierteljährlich 6,— RM, zuzüglich ortsüb. Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen, Einzelheft 2,— RM

Anzeigenpreise: lt. Preisliste Nr. I/1946

Zahlungen: Albert Nauck & Co., Berlin-Charlottenburg 2, Postscheckkonto Berlin 521 80; Bezirksbank Berlin-Tiergarten, Konto 72 12; Deutsche Bank, Filiale Hannover, Konto 494 37; Postscheckkonto Hannover 176 06; Bayerische Vereinsbank Nürnberg, Konto 117 95; Bezirkssparkasse Waldshut / Baden

Erscheint: monatlich

Schriftleitung: Berlin - Charlottenburg 9, Mecklenburgallee 22; Fernruf: 97 93 94

Nachdruck: Nur mit vorheriger Zustimmung der Schriftleitung gestattet; Übersetzungsrechte vorbehalten

Manuskripte: unverlangt, werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt